MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

Gemeinde creativ

September-Oktober 2017
Einzelpreis 3,00 €

PFARRGEMEINDE

Wie Kommunikation zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen klappt

LITURGIE

Worauf es sprachlich im Gottesdienst ankommt

SCHWERPUNKT

Zur Sprache bringen

ISSN 1618-8322

Gemeinde creativ

ISSN 1618-8322
60. Jahrgang
September-Oktober 2017

FOTO: SQUIRREL AND NUTS GMBH

Informationen

4 Fadumo Korn gewinnt Ellen-Ammann-Preis

6 Am 25. Februar 2018 ist Pfarrgemeinderatswahl

7 Faire Arbeit. Würde. Helfen.

Meditation

8 **In allen Sprachen daheim**
Von Christina Noe

Hinweis in eigener Sache – Wir haben unseren Internetauftritt neu gestaltet. Klicken Sie rein unter: **www.gemeinde-creativ.de**. Dort können Sie nun auch ein Online-Abo abschließen und das gesamte Heft online lesen.

FOTO: WHITESTORM / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Sprache

10 **Miteinander statt übereinander**
Von Walter Wakenhut

14 **Die Sprache der Jugend sprechen**
Von Eva Fischer

16 **Wenn Emotionen hochkochen**
Von Gabriele Pinkl

17 **Das Geheimnis guter Vorträge**
Von Pat Christ

18 **Mit Dialog und Begegnung gegen Populismus**
Von Markus Bauer

19 **Endlich verständlich**
Von Claudio Ettl

20 **Zur Sprache bringen**
Von Karl Eder

22 **Eine Frage der Haltung**
Von Alexandra Hofstätter

24 **Ich-Botschaften senden**
Von Gisela Häfele

26 **Mehr wie Jesus sprechen**
Von Stephanie von Luttitz

500 Jahre Reformation

28 **Zeit für Veränderungen**
Von Alexandra Hofstätter

Katholisch in Bayern und der Welt

27 **Wer ist eigentlich radikal?**
Von Alexandra Hofstätter

32 **Aus Räten und Verbänden**

33 **Aus dem Landeskomitee**

34 **Begeistert sein**
Interview mit Christian Gärtner

35 **Aufgelesen, Impressum**

36 **Cartoon**
Von Thomas Plaßmann

12

Aufregen und aufregend sein

Erik Flügge berät Ministerpräsidenten, andere Spitzenpolitiker und Gemeinden in Sachen Kommunikationsstrategien und Wahlkampagnen. Mit seinem Buch „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ hat er im vergangenen Jahr für Wirbel gesorgt. In **Gemeinde *creativ*** erzählt er, warum ihm das Bild vom Sauerteig nicht gefällt und warum jede Predigt unbedingt eine These haben sollte.

Beilagen:

Dieser Ausgabe von **Gemeinde *creativ*** liegt das *Vivat!*-Herbstprogramm des St. Benno-Verlages bei.

Der Teilauflage für Bamberg ist *Erzbistum Aktiv* beigeheftet.

Alle im Heft angegebenen Zusatzinformationen finden Sie auf unserer Homepage **www.gemeinde-creativ.de** unter ***Aktuelle Ausgabe.***

FOTO: JÜRGEN KAUFMANN

30

Dem Schmerz einen Ort geben

Von Jürgen Kaufmann

EDITORIAL

Der Schlüssel zur Welt

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wann genau der Mensch zu sprechen begann, konnte bisher nicht rekonstruiert werden. Dennoch sieht die Wissenschaft in der Herausbildung der Sprache einen Meilenstein in der Entwicklung des Menschen. Sprache war und ist der Schlüssel zu einem Welt- und Selbstverständnis und sie ist das zentrale Mittel zwischenmenschlicher Kommunikation. Kurzum, man könnte sagen: Ohne Sprache würde unsere Welt nicht (mehr) funktionieren.

Mit Sprache lässt sich erklären, beschreiben, diskutieren, loben, gutheißen, singen, argumentieren, nuscheln, begründen, flüstern, schreien und lieben, aber auch kritisieren, diffamieren, lästern, diskriminieren, bloßstellen, herabwürdigen, erniedrigen, schaden und verletzen. Und manchmal ist das Nichts-sagen schlimmer als eine ehrliche, direkte Aussage. Sprache ist immer auch ein Instrument der Einflussnahme, der Macht. Sie kann steuern und manipulieren. Mit einer gezielten Aussage kann ich jemanden gegen mich aufbringen oder gegen andere. Jeder von uns hat es in der Hand, wie er Sprache einsetzt. Worte sollten bewusst und bedacht gewählt werden, zumal in einer Gesellschaft, in der täglich von einer „Verrohung der Sprache“ die Rede ist. Durch meine Sprache beziehe ich Position, stehe für etwas ein oder wende mich gegen etwas. Der Beitrag auf Seite 22 unter der Überschrift „Eine Frage der Haltung“ ruft diese Verantwortung ins Gedächtnis.

Die Art zu sprechen entscheidet darüber, mit wem ich in Kontakt komme, ob mir mein Gegenüber zuhört oder sich abwendet. Auch für unsere Kirche sind das zentrale Themen. Wie gelingt es, die Menschen von heute zu erreichen? Auf welchen Kommunikationswegen muss ich es versuchen? Ist ein aktives, gut gemachtes Facebook-Profil oder ein Twitter-Account wirklich die Lösung aller (Kommunikations-)Probleme?

Wohl eher nein. In der aktuellen Ausgabe von **Gemeinde *creativ*** spüren wir genau diesen Fragen nach. Es geht darum, wie echter Dialog in der Kirche aussehen kann und aussehen muss, und darum, wie man gerade auch die junge Generation erreicht. Leichte Sprache, eigentlich als Konzept für die Arbeit mit behinderten Menschen entwickelt, macht es vielen Menschen einfacher zu verstehen. Claudio Ettl zeigt in dieser Ausgabe, welche Personengruppen davon profitieren und wie Ihre Pfarrei in diesem Bereich aktiv werden kann.

Kirche besteht aus Menschen und da, wo Menschen zusammenarbeiten, fallen Späne. Die Beiträge von Gisela Häfele und Gabriele Pinkl zu Gewaltfreier Kommunikation und Mediation helfen bei der nächsten Sitzung die richtigen Worte zu finden, wenn man sich sprachlich mal wieder in eine Sackgasse manövriert zu haben scheint. Probieren Sie's aus!

A. Hofstätter

Ihre Alexandra Hofstätter
REDAKTIONSLEITERIN

Kirche im Aufwind

Kirche und Pfarrgemeinde können auch heute attraktiv und lebendig sein und viele Leute ansprechen. Das wird in der Pfarrei Christkönig in München-Nymphenburg in verschiedenen Initiativen und Projekten immer wieder erlebbar und erfahrbar. Diakon Alexander Reischl hat einige dieser „Erfolgsrezepte“ nun in einem Buch beschrieben. Es trägt den passenden Titel *„Im Aufwind. Ein ABC der kreativen Gemeindearbeit“*. Darin wird mit jedem Buchstaben des Alphabets ein Projekt der Pfarrei beschrieben. Von Ideen für eine Adventstür oder ein Babycafé über einen Männerabend und einen Rosen-Kreuzweg bis hin zu einem Weihrauchseminar und den Zeitungsfürbitten, setzt Alexander Reischl mit den pastoralen Angeboten bei den Alltagserfahrungen der Menschen an. Es gibt einige Ideen, um den Umgang mit moderner Technik intensiver in die pastorale Arbeit einzubeziehen, durch E-Mail-unterstützte Exerzitien im Alltag oder geistliche Impulse auf der Pfarreihomepage. Auch ein eigener QR-Code für die Pfarrei oder auch der Gebetomat gehören dazu. Bei den Angeboten werden von Kindern bis zu Senioren alle Altersgruppen berücksichtigt. Die vielen Ideen zu den einzelnen Buchstaben des Alphabetes sind leicht umzusetzen. Die meisten ohne großen Zeitaufwand, andere mit etwas Vorlauf, dafür mit einer noch größeren Nachhaltigkeit. (pm)

✻ *Im Aufwind. Ein ABC der kreativen Gemeindearbeit,*
80 Seiten, broschiert.
Don Bosco Verlag, 16,95 Euro.

Fadumo Korn gewinnt Ellen-Ammann-Preis

FOTO: WALTER KORN

Die KDFB-Landesvorsitzende Elfriede Schießleder mit den diesjährigen Preisträgerinnen des Ellen-Ammann-Preises: Gabriele Wachter aus Landshut, Barbara Osterwald aus München, Kerstin Weger aus Aichach, Fadumo Korn aus München und Hildegard Stolper aus Passau, begleitet von einer Ellen Ammann-Darstellerin in historischem Kostüm (v.l.n.r.).

Von Ulrike Müller-Münch

KDFB Landesverband Bayern

Fadumo Korn aus München hat für ihr Projekt „Nala – Bildung statt Beschneidung“ den Ellen-Ammann-Preis 2017 des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB) Bayern erhalten. Die KDFB-Landesvorsitzende Elfriede Schießleder und Landtagsvizepräsidentin Inge Aures ehrten neben der aus Somalia stammenden Dolmetscherin vier weitere Preisträgerinnen: Hildegard Stolper aus Passau, Gabriele Wachter aus Landshut, Kerstin Weger aus Aichach und Barbara Osterwald aus München. „Die Projekte aller 24 Bewerberinnen eint, dass aus ihnen Selbstbestätigung, Selbstbefähigung und Selbstbestimmung erwachsen. Es sind Projekte von starken Frauen für starke Frauen“, sagte Elfriede Schießleder bei der Preisverleihung.

Fadumo Korn hat den Verein „Nala – Bildung statt Beschneidung“ gegründet. Dort kommen zwei- bis dreimal im Monat minderjährige, unbegleitete Flüchtlingsmädchen aus Afrika, Asien und dem arabischen Raum zusammen. Korn kam im Alter von 15 Jahren nach Deutschland und weiß, dass bei einem Kulturwechsel viel erklärt werden muss. Das fängt damit an, wie und wo man günstig einkauft, wie man nach dem Weg fragt oder wie man sich schminkt. Und es reicht bis zu Themen wie Demokratie, Mädchen- und Frauenrechte oder der Rückoperation einer Genitalverstümmelung.

Menschen brauchen in schwierigen Situationen geschützte Räume. Ein Beispiel dafür ist das Engagement der Zweitplatzierten, Hildegard Stolper aus Passau. Sie hat Spenden für ein neues Frauenhaus in Passau gesammelt. Der Verein „MitArbeiten Landshut“ betreibt drei Cafés – initiiert wurde er von Gabriele Wachter. Sie schafft damit Arbeitsplätze für Jugendliche mit Behinderung. Wachter erreichte den dritten Platz des Ellen-Ammann-Preises. Wertschätzung und Ermutigung erfahren Frauen, die in der Justizvollzugsanstalt Aichach durch den Verein „frauenHAFT“ gefördert werden. Die Kunsterzieherin Kerstin Weger gründete den Verein mit und erhielt dafür den vierten Platz beim Ellen-Ammann-Preis. Die 49-Jährige leitet im Frauengefängnis Kunst- und Kreativgruppen. Um die Stärkung des Selbstwertgefühls und des Selbstvertrauens geht es Barbara Osterwald mit der von ihr gegründeten Barbos-Stiftung. Kunsttherapie am Tonfeld hilft Kindern, die in ihrem sozialen Verhalten auffällig werden.

Der Ellen-Ammann-Preis wird seit 2011 vergeben. Mit ihm werden Frauen ausgezeichnet, die mit ihren Ideen Grenzen überschreiten, neue Wege gehen und kreative Lösungen entwickeln. Ellen Ammann hat im Jahr 1911 den Katholischen Frauenbund gegründet.

Der Sonntag muss bleiben

BILD: GERHARD SEYBERT / ADOBE STOCK

Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern hat in einer aktuellen Stellungnahme davor gewarnt, den Sonntagsschutz in Bayern zu lockern und die Arbeitszeiten weiter zu flexibilisieren. „Insbesondere die großen Warenhausketten wollen zu einem Zeitpunkt unbeschränkte Ladenöffnungen in den Innenstädten, zu dem die aktuelle wirtschaftliche Lage sowie der Blick in die wirtschaftliche Zukunft Bayerns kaum besser sein könnten“, heißt es in der Erklärung. Den Versuch ein eigenes bayerisches Ladenschlussgesetz auf den Weg zu bringen, hält das Landeskomitee für „abwegig und unnötig.“ Das Gesetz über den Ladenschluss auf Bundesebene sei in seinen Bestimmungen vollkommen ausreichend und eindeutig. Längere Öffnungszeiten führten demnach nicht zu mehr Umsatz, sondern nur zu einer Verlagerung der Umsatzzeiten: „Damit entpuppt sich das schon gebetsmühlenartig vorgetragene Argument der wirtschaftlichen Notwendigkeit als Scheinargument.“

Eine weitere Aufweichung oder Freigabe der Ladenöffnungszeiten würde die „Spirale des gegenseitigen Verdrängungswettbewerbs“ nur weiterdrehen, „ohne Rücksicht auf die betroffenen Beschäftigten und ohne Rücksicht auf die kleineren Familienbetriebe, die überlange Öffnungszeiten nicht durchhalten können“, bemängeln die Mitglieder des Landeskomitees. Mit der Aufweichung des Sonntagsschutzes würde der „Sonntag seine Funktion als gemeinsamer Ruheanker für die Familie endgültig verlieren.“ Jeder Tag der Woche wäre dann ein Werktag.

Auch der Versuch, die Arbeitszeiten weiter zu flexibilisieren, stößt auf entschiedene Kritik bei den katholischen Laien: „Unter dem Deckmantel der Flexibilisierung soll der Anspruch auf noch mehr Dienst- und Rufbereitschaften durch die Betriebe verkauft werden.“ Damit schrumpfe die verfügbare Zeit für die Gestaltung gemeinsamer Freizeit mit Familie und Freunden „auf ein unerträgliches Maß“. (ck)

„Halt“

Arbeitsstelle für Jugendseelsorge legt Liedheft vor

Für Gemeinden und Schulen, für Jugendwallfahrten und Zeltlager und für alle, die Spaß am Neuen Geistlichen Liedgut haben: Das neue Heft der Reihe „Songs“ bietet wie gewohnt eine große Auswahl aktueller Stücke. In diesem Jahr trägt es den Titel „Halt“. Herausgegeben werden die „Songs“-Liedhefte von der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz (afj).

Das Liedheft „Songs“ ist ein Angebot für die Praxis von Jugend- und Gemeindearbeit, für die Verwendung im Gottesdienst wie für Großveranstaltungen, schreiben die Macher auf ihrer Internetseite. Im aktuellen Heft finden sich weniger bekannte Autoren, aber auch etablierte Künstler wie Judy Bailey und Thomas Laubach, Njeri Weth, Stephanie Dormann und Eugen Eckert. „Wir geben damit Autoren einen Raum, eigene Ideen zu entwickeln und ihre Musik bekannter zu machen“, sagt afj-Referent Alexander Bothe. Auf gut 40 Seiten bildet „Songs“ die Bandbreite der geistlichen Musik-Szene ab, vom Meditativen bis zum Poppig-Rockigen. Die Arbeitsstelle für Jugendpastoral erhofft sich damit auch neue Impulse für die Gemeinden.

Den Titel des diesjährigen Heftes erklärt Bothe so: „Jesus gibt meinem Leben Halt. Er ist der Halt, der mich hält und an dem ich mich halten kann. Er ist aber auch derjenige, der ermutigt, ‚Halt‘ zu sagen und Stellung zu beziehen.“ (pm)

✻ Wo Sie aktuelle Songs aus *„Halt“* probehören oder das Heft bestellen können, lesen Sie bei uns im Internet.

Gemeinde *creativ*

INFORMATIONEN

Mit Senioren feiern

Das Buch von Willi Hoffsümmer *„133 Ideen für Feiern mit Senioren. Gottesdienste – Geschichten – Gebete“* bietet mehr als hundert Bausteine für liturgische und nichtliturgische Feiern mit Senioren. Die Vorschläge werden thematisch sortiert, nach Gottesdiensten im Kirchenjahr oder nach Anlässen, etwa Abschiedsfeiern oder Jubiläen. Daneben gibt es passende Kurzgeschichten, Spruchweisheiten und Gebete. Die Texte sind allesamt einfach und kurz gehalten, was den Senioren das verstehen und mitfeiern erleichtern soll. Die Ansprachen stellen einen bestimmten Gegenstand in den Mittelpunkt, der zur Feier mitgebracht und herumgereicht werden soll. Auch dies ist eine Verständnishilfe für diejenigen, bei denen der Geist im Alter nachgelassen hat. Wichtig ist Autor Willi Hoffsümmer, dass die Senioren entsprechend ihren Möglichkeiten aktiv miteinbezogen werden, indem sie beispielsweise selbst etwas vortragen, verteilen, musizieren oder sich zumindest durch ein Symbol einbringen können. (alx)

✻ *133 Ideen für Feiern mit Senioren. Gottesdienste – Geschichten – Gebete.* 192 Seiten, Paperback. Schwabenverlag 2016, 17,99 Euro.

Jetzt bewerben für den Bayerischen Eine Welt-Preis 2018

Überall in Bayern setzen sich Menschen auf vielfältige Weise für globale Gerechtigkeit, Menschenrechte, Solidarität, Frieden und eine weltweite Bewahrung von Natur und Umwelt ein. Gruppen in Kommunen und Pfarreien engagieren sich für Eine Welt: zum Beispiel im Rahmen partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit Schulen, Kirchengemeinden oder Nichtregierungsorganisationen, im Fairen Handel oder im Bereich entwicklungspolitischer Bildung. Sie beschäftigen sich mit nachhaltiger Beschaffung oder kümmern sich um die Integration von Flüchtlingen, leisten Bildungsarbeit im Sinn des Globalen Lernens und versuchen andere Menschen für diese Themen zu sensibilisieren. Sie wollen Globalisierung gerechter gestalten und allen Menschen ein menschenwürdiges Leben ermöglichen. Das Themenspektrum ist groß, die Umsetzung vielseitig.

Dieses bürgerschaftliche Engagement zu stärken und in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zu tragen, ist das Ziel des Bayerischen Eine Welt-Preises. Nach 2012, 2014 und 2016 soll er 2018 zum vierten Mal vom Freistaat Bayern gemeinsam mit dem Eine Welt Netzwerk Bayern verliehen werden.

Bis zum 23. März 2018 können Bildungseinrichtungen, Eine Welt-Initiativen, Pfarrgemeinden, Weltläden und Nichtregierungsorganisationen mit Sitz in Bayern ihre Projekte einreichen. Der erste Preis ist mit 3.000 Euro dotiert, die Plätze zwei und drei mit 2.000 und 1.000 Euro. Zusätzlich gibt es eine Kategorie für bayerische Kommunen. (pm)

✻ Mehr dazu auch bei uns im Internet unter www.gemeinde-creativ.de.

Am 25. Februar 2018 ist **Pfarrgemeinderatswahl**

Sechs der sieben bayerischen Diözesen gehen mit einem gemeinsamen Motto in die Pfarrgemeinderatswahlen 2018. In Augsburg, Bamberg, Eichstätt, Regensburg, Passau und Würzburg wird unter dem Leitsatz „Zukunft gestalten. Weil ich Christ bin!" gewählt. Wir erklären, was hinter dem Motto steht:

GESTERN – HEUTE – MORGEN

Als Christen leben wir aus einer Geschichte heraus, die uns stark macht. Aus einer Geschichte, die uns erst zu den Menschen werden lässt, die eine Gemeinschaft bilden können, in der wir füreinander da sind, weil wir alle Ebenbild Gottes sind. Wir glauben an einen Gott, der sich den Menschen mitteilt, der in Beziehung tritt, der in die Nachfolge ruft. Viele biblische Geschichten erzählen davon, weil sie in uns die Initiative für die Zukunft wecken wollen.

ZUKUNFT GESTALTEN.

Der Stift auf dem Motiv zur Pfarrgemeinderatswahl setzt eine klare Markierung. Alle Wählenden setzen ein Zeichen, sie kreuzen an und kreuzen auf. Schon mit der Wahlentscheidung gestalten sie die Zukunft ihrer Gemeinde. Sie bringen ihr „Ja" für bestimmte Personen und Positionen zum Ausdruck. Damit wird denen ein Mandat erteilt, die Antworten bieten wollen auf die Frage, wie es mit der Sache Jesu in ihrer Gemeinde in Zukunft weitergeht. Wählende und Kandierende gestalten so die Zukunft ihrer Gemeinde!

WEIL ICH CHRIST BIN!

Nach oben öffnet sich der Stift. Vögel schwärmen aus, um die Welt zu erkunden und Jesu Frohe Botschaft zu verkünden. So wie Gott sich in Jesus Christus und im Heiligen Geist öffnet, so sollen auch wir uns den Menschen öffnen und ihre Lebensräume erkunden. Je mehr Charismen wir einbringen, umso bunter und vielfältiger kann Kirche werden. Diese Überzeugung heute glaubwürdig zu leben, wird die bleibende Aufgabe für morgen sein, wenn wir uns zu Jesu Froher Botschaft bekennen und sie verkünden wollen. Dafür bietet die Pfarrgemeinderatswahl eine Chance für alle, die kandidieren, und für alle, die wählen.

Du bist Christ.
MACH WAS DRAUS.

Im Erzbistum München und Freising hat man sich für eine eigene Wahlkampagne entschieden. Unter dem Slogan *„Du bist Christ. Mach was draus."* werden mit einer ersten Plakatkampagne Menschen zu einem generellen Engagement in der Kirche ermutigt. Die zweite Phase zielt auf die Pfarrgemeinderatswahlen ab, in einem dritten Schritt sollen die Kirchenverwaltungswahlen am 18. November 2018 im Mittelpunkt stehen.

Folgende Fragen können sich Pfarrgemeinderatsmitglieder jetzt schon stellen, um im Februar eine reibungslose und erfolgreiche Wahl zu haben:

- *Sensibilisierung:* Was motiviert mich, mich in unserer Pfarrgemeinde und für die Menschen vor Ort zu engagieren? Was motiviert möglicherweise andere Menschen? Wie können wir neue Kandidaten gewinnen?
- *Öffentlichkeitsarbeit:* Die Materialien (Postkarten, Bierdeckel, Plakate) für Internetseiten, Pfarrbriefe, Schaukästen und Veranstaltungen nutzen und sich

Faire Arbeit. Würde. Helfen.

© ADVENIAT

Sie schuften als Hausbedienstete, Straßenhändlerinnen und Tagelöhner. Vielen Frauen und Männern in Lateinamerika und der Karibik werden nach wie vor menschenwürdige Arbeitsbedingungen und faire Löhne verweigert. Unter dem Titel *„Faire Arbeit. Würde. Helfen."* stellt das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat diese Menschen in den Mittelpunkt der diesjährigen Weihnachtsaktion.

Man kenne das Phänomen auch aus Deutschland, schreiben die Initiatoren auf ihrer Homepage. Trotz anhaltendem Wirtschaftswachstum arbeiteten auch hier immer mehr Menschen in prekären Arbeitsverhältnissen, im Niedriglohnsektor oder als Leiharbeiter. Ernüchternd fällt laut Adveniat auch die Bilanz am Ende des Wirtschaftsbooms in Lateinamerika aus: „Die rücksichtslose Ausbeutung der natürlichen Ressourcen hat nicht zu mehr oder sicheren Arbeitsplätzen geführt."

So gebe es teilweise gar keine Sozialversicherungen, oder diese seien unerschwinglich teuer für normale Arbeiter. Auch Kinder und Jugendliche seien davon betroffen. Je geringer die Qualifikation, desto höher sei die Gefahr, ausgebeutet zu werden. Unwürdige Arbeitsbedingungen führten dazu, dass Menschen den Sinn von Arbeit nicht erfahren könnten. Sie könnten mit der ungerechten Entlohnung ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten, ihnen werde ein Bereich der Persönlichkeitsentwicklung vorenthalten sowie die Beziehungen zu anderen Menschen in der Arbeitswelt, heißt es in einer Pressemitteilung des Hilfswerks.

Mit der diesjährigen Weihnachtsaktion unterstützt Adveniat deshalb Projekte und Forderungen seiner Partner in Lateinamerika und der Karibik. Sie kämpfen unter anderem für die Befreiung aus der Sklaverei in Brasilien, für Bildungschancen von jugendlichen Lastenträgern in Venezuela, um neue Perspektiven für obdachlose und ausgebeutete Frauen sowie für eine solidarische Landwirtschaft in Mexiko. (pm/alx)

✻ Die offizielle Eröffnung der Adveniat-Weihnachtsaktion findet dieses Jahr im Erzbistum Paderborn statt. Mehr unter www.gemeinde-creativ.de.

auch inhaltlich damit auseinandersetzen.

- *Organisatorisches:* Ist eine Allgemeine Briefwahl in unserer Pfarrei möglich und wollen wir die Wahl als solche durchführen? Wann soll der Wahlausschuss seine Arbeit aufnehmen?

✻ Informationen und alle Materialien erhalten Pfarrgemeinden bei ihrem zuständigen Diözesanrat, und auf www.pfarrgemeinderatswahl-bayern.de. Das Material für die Münchner Kampagne findet man unter www.deine-pfarrgemeinde.de.

Vorsicht bei Kleiderspenden

Wer kennt das nicht, an allen Hauseingängen stehen bunte Wäschekörbchen, darin ein Zettel, auf dem um Kleiderspenden gebeten wird oder aber in der Gemeinde taucht plötzlich ein Kleidersammelcontainer auf, silbern zumeist und kleiner als die üblichen Sammelcontainer. Nicht alle dieser „Sammlungen für einen guten Zweck" erfüllen diesen schließlich auch. Das Thema ist zwar nicht neu, dennoch hat der Dachverband „FairWertung" die Problematik mit illegalen Sammlern wieder ins Gedächtnis der Gesellschaft gerufen: „Diese schwarzen Schafe schaden seit Jahren dem Ruf der Alttextilbranche und bereichern sich auf Kosten der seriösen Sammler", sagt Andreas Voget, Geschäftsführer FairWertung. In den vergangenen Monaten hätten den Verband immer wieder

FOTO: MARTINA BERG / ADOBE STOCK

Meldungen von ungenehmigt aufgestellten Containern erreicht. FairWertung kritisiert weiter, dass die Aufstellung solcher Container momentan noch nicht konsequent genug unterbunden werde. Ein Zeichen, das misstrauisch machen müsse, seien fehlende Kontaktdaten wie Adresse und Telefonnummer an den Containern, so Voget. Der Verband empfiehlt sich am „FairWertung"-Logo an den Sammelcontainern zu orientieren. (pm)

✻ Einen ausführlichen Bericht zu diesem Thema finden Sie in Gemeinde *creativ* Ausgabe Mai-Juni 2016.

In allen Sprachen daheim

Von Christina Noe

Ali schreibt Chodawand und
übt mit mir die Umschrift
Cecilia strahlt: „Olorun“
Obinna sagt sonst kein Wort
Oleksandr fragt seine Kollegen
Larry fügt die Sonne hinzu,
blauen Himmel und rote Tulpen
Stanislaus‘ Augen werden weich
Sunil erklärt den anderen, was ich will:

„Wie sagst du zu Gott?“

überraschend
leise
auch zitternd
klingt an
der in allen Sprachen
Heimat hat

FOTO: PDE/ANIKA TAIBER-GROH

FOTO: ERNEST / ADOBE STOCK

Miteinander statt übereinander

Gemeinschaft, Gastfreundschaft und Geduld prägten die ersten christlichen Gemeinden. Im Umgang miteinander trennt sich die Spreu vom Weizen, das sollten Haupt- und Ehrenamtliche in ihrem Tun bedenken, findet unser Autor.

Von Walter Wakenhut

Geistlicher Beauftragter des Landeskomitees der Katholiken in Bayern

In seinem lesenswerten Büchlein „Kirche als Moralagentur?“ schreibt Hans Joas ganz am Schluss: „Ein anderer Umgang miteinander, wenn er als Vorschein dessen, was die Kirchen zu verkünden haben, erlebbar wäre, hätte selbst, da bin ich sicher, missionarische Wirkung. Deshalb soll am Ende stehen das ein wenig hilflose, aber doch Hoffnung spendende Wort des Apostel Paulus: *Habt Geduld und versucht in Liebe miteinander umzugehen* (Eph 4,2).“

Das klingt einfach und keiner wird dem widersprechen. Jesus fordert die Seinen und damit auch uns immer wieder zu der Liebe auf, die ihn mit dem Vater und ihn mit uns verbindet. Wie schaut aber die Wirklichkeit aus, gerade auch in unseren Pfarreien, in Verbänden und Gremien?

> **Wenn Kirche heutzutage vielen altbacken und überholt erscheint, liegt es doch auch daran, dass wir den Elan und Schwung des Anfangs nicht mehr haben. Der Aufbruch, den das Konzil mit sich brachte, erlahmte, wurde ausgebremst, wohl auch deswegen, weil wir, die Akteure von damals, manchmal zu wenig auf die Leute achteten. Euphorie allein genügt nicht. Neue Ideen brauchen Hand und Fuß, und die haben nur wir Menschen.**

Da ist zunächst sicher viel Positives zu berichten. Der Dialogprozess, den unsere Bischöfe 2011 angestoßen und 2015 zu Ende geführt haben, ist ein Hoffnung machendes Ereignis. Es hat sich eine Kultur des Miteinander-Umgehens entwickelt, die auch in kritischen Situationen belastbar ist. Auch die sogenannte zwischenmenschliche Ebene trägt für gewöhnlich. Wir könnten also zufrieden sein.

ZURÜCK ZU DEN ANFÄNGEN

Dass wir miteinander kommunizieren müssen, ist für uns ein alltäglicher Vorgang und das verläuft scheinbar selbstverständlich und wird auch nicht weiter problematisiert. Trotzdem gibt es Missverständnisse, Streit und Missgunst, gibt es Leute, die ihr „Herrschaftswissen“ ausleben, gibt es Reibereien zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen, ist die Kommunikation mit den jungen Leuten gestört, so sie nicht überhaupt fehlt, ist für viele die Pfarrei nicht mehr bestimmend für ihre kirchliche Sozialisation, wird Kirche immer mehr zu einer Nebensache, auf die man gut verzichten kann. Wir alle kennen das. Die Frage ist, ob das so bleiben soll. Am Anfang der Kirche, von der

Gemeinde in Jerusalem, lesen wir in der Apostelgeschichte: *Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte. Tag für Tag verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfalt des Herzens. Sie lobten Gott und waren beim ganzen Volk beliebt. Und der Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten.* (Apg 2,44-47) Und weiter: *Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam. Es gab auch keinen unter ihnen, der Not litt.* (Apg 4,32.35)

Sicher, das gesellschaftliche Umfeld war damals ganz anders und in keiner Weise mit dem in unserer globalisierten Welt zu vergleichen. Die Menschen waren eingebunden in Großfamilien und waren deshalb in der Regel auch sozial abgesichert, wenn auch oft auf niedrigem Niveau. Die Hürden und Grenzen, die wir vor den anderen aufbauen, waren damals nicht so trennend und leichter zu überwinden. Gastfreundschaft war selbstverständlich und keine besondere Tugend oder Leistung. Dieses Gemeindemodell war erfolgreich. Was damals begonnen hat, ist der Anfang einer Kirche, die jetzt Weltkirche ist, ist der Anfang der vielen christlichen Gemeinden, Gemeinschaften und Kirchen.

SPRACHE ALS SCHLÜSSEL

Gehen wir der Sache auf den Grund: Wie sieht es da in unseren Gemeinden, Pfarreien und Verbänden aus? Nach fast fünfzig Jahren Dienst in der Kirche, durch meine Tätigkeit in der Militärseelsorge und dem Erleben von Gemeinden in ganz Deutschland von Süd bis Nord und West bis Ost, weiß ich: die Frage des Umgangs miteinander, vor allem des Redens miteinander, übereinander und voneinander, ist von entscheidender Bedeutung.

Es ist eine Untugend, dass wir immer wieder der Versuchung erliegen, übereinander zu reden und weniger miteinander. Und die Neuigkeit von einem anderen hat auch immer ihren Reiz. Über andere zu schimpfen und zu lästern, ist einfacher als sie zu loben.

Es ist auch von nicht geringer Bedeutung, wie die Gemeinde mit ihren Seelsorgern umgeht. Das Burnout von manchem jungen Mitbruder, aber auch von pastoralen Mitarbeitern kommt nicht von ungefähr. Wo sind die Leute, die sich um sie kümmern, bei denen sie ankommen? Für die gilt, was Jesus im Matthäusevangelium zu seinen Jüngern sagt: *Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt, weil es ein Prophet ist, wird den Lohn eines Propheten erhalten. Wer einen Gerechten aufnimmt, weil es ein Gerechter ist, wird den Lohn eines Gerechten erhalten. Und wer einem von diesen Kleinen auch nur einen Becher frisches Wasser zu trinken gibt, weil es ein Jünger ist - Amen, ich sage euch: Er wird gewiss nicht um seinen Lohn kommen.* (Mt 10,40-42)

Die christliche Gemeinde lebte am Anfang von einer selbstverständlichen Gastfreundschaft; ein Paulus wäre anders nicht fast durch die ganze damals bekannte Welt gekommen. Aus diesem gelungenen Miteinander und Füreinander ist die Kirche gewachsen und es täte uns allen gut, sich dieses unseres Anfangs, unseres Entstehens zu erinnern und daraus auch die Konsequenzen zu ziehen.

Für die Kirche von heute gilt: Es bedarf der Frauen und Männer, die Verantwortung tragen – ohne die geht es auch für Jesus nicht, er beruft seine Apostel. Und es bedarf der Gemeinde, die sie aufnimmt, also der Frauen und Männer, die sich um sie, um die Verkündigung und um die Glaubwürdigkeit des Evangeliums kümmern. Nur in der Harmonie, im Wahrnehmen der eigenen Verantwortung kann Verkündigung gelingen, kann Kirche aufgebaut werden.

Und da gibt es manch ungute Entwicklungen in unserer Kirche, die oft weit von dem entfernt ist, was wir in der Apostelgeschichte von den ersten christlichen Gemeinden lesen, nämlich, dass sie ein *Herz und eine Seele* (Apg 4,32) sind. Das Ineinander der verschiedenen Berufungen, Charismen und Begabungen funktioniert nicht mehr. Im Leib Christi, der die Kirche nun einmal sein soll, knirscht es sehr.

Gemeinden fühlen sich allein gelassen, sie kennen ihren Pfarrer nur noch vom Vorbeigehen und der, weil für mehrere Gemeinden zuständig, kennt seine Leute oft gar nicht mehr. Die „große“ Gemeinde von heute ist die Seelsorgeregion aus mehreren Pfarreien, früher waren es die vielen Leute, die eine Gemeinde „groß“ machten. Die Seelsorge hat kein Gesicht mehr. Es wird mehr verwaltet, denn gelebt. Ein lebendiges Gemeindeleben ist so fast nicht mehr oder nur schwer möglich. Wenn Kirche heutzutage vielen altbacken und überholt erscheint, liegt es doch auch daran, dass wir den Elan und Schwung des Anfangs nicht mehr haben. Der Aufbruch, den das Konzil mit sich brachte, erlahmte, wurde ausgebremst, wohl auch deswegen, weil wir, die Akteure von damals, manchmal zu wenig auf die Leute achteten. Euphorie allein genügt eben nicht. Neue Ideen brauchen Hand und Fuß, und die haben nur wir Menschen.

Vieles liegt daran, wie wir miteinander umgehen, dazu braucht es kein aufwendiges Kommunikationstraining, sondern schlicht und einfach ein wenig Herzlichkeit, Respekt voreinander, Geduld miteinander und die Gelassenheit, das alles „werden“ zu lassen. Paulus schreibt an die Gemeinde in Ephesus: *Habt Geduld und versucht in Liebe miteinander umzugehen* (Eph 4,2).

Die christliche Gemeinde lebte am Anfang von einer selbstverständlichen Gastfreundschaft; ein Paulus wäre anders nicht fast durch die ganze damals bekannte Welt gekommen. Aus diesem gelungenen Miteinander und Füreinander ist die Kirche gewachsen und es täte uns allen gut, sich dieses unseres Anfangs, unseres Entstehens zu erinnern und daraus auch die Konsequenzen zu ziehen.

Aufregen und aufregend sein

Erik Flügge berät Ministerpräsidenten, andere Spitzenpolitiker und Gemeinden in Sachen Kommunikationsstrategien und Wahlkampagnen. Mit seinem Buch „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt" hat er im vergangenen Jahr für Wirbel gesorgt. In Gemeinde *creativ* erzählt er, warum ihm das Bild vom Sauerteig nicht gefällt und warum jede Predigt unbedingt eine These haben sollte.

Gemeinde creativ: ***Herr Flügge, der Titel Ihres Buches sieht auf den ersten Blick nach einer Generalabrechnung aus. Aber genau das möchte Ihr Buch ja nun eigentlich nicht sein, oder?***

Flügge: Wer mein Buch liest, merkt, dass ich differenziert auf die Sprache der Kirche schaue. Die vielen Beispiele von gelungener Kommunikation innerhalb der Kirche bleiben natürlich nicht unerwähnt. Den Titel habe ich bewusst gewählt. Ich wollte einen spaltenden und aufregenden Titel haben, einen, der Leute dazu bringt, sich mit dem Thema zu befassen, der sie vielleicht auch ärgert. Das Ärgern ist ohnehin ein „Kommunikationsmittel", das die katholische Kirche meines Erachtens nach zu selten nutzt: Es auszuhalten, dass Leute sich aufregen und selbst Aufreger zu sein, sowohl in Predigten, wie auch in Pressemitteilungen. Da ist man bisweilen sehr um abgewogene Positionen bemüht. Das ist ziemlich weit weg von dem, was Jesus gemacht hat. Der hat nämlich durchaus die Provokation gesucht.

Was sind Ihre Hauptkritikpunkte an der Sprache der Kirche?

Katholische Kommunikation ist mir zu oft um die Ecke gedacht. Sie versteckt sich vielfach in verschrobenen Wortbildern, mit denen man versucht, literarische Texte zu produzieren anstatt klare Thesen aufzustellen. Da kommen wir schon zum zweiten Problem: Sehr häufig finde ich gar keine These. Das müsste sich ändern.

Sie waren selbst lange in der kirchlichen Jugendarbeit aktiv. Ist Ihnen damals schon aufgefallen, was Sie heute in Ihrem Buch kritisieren?

Diese Dinge kenne ich schon immer, sozusagen eine Grunderfahrung des Katholisch-Seins. Sobald wir von Gott reden, tun wir das in einer Sprache, die völlig entmenschlicht ist, die versucht, irgendwie seltsame Dimensionen aufzumachen. Ich finde es schon interessant, dass wir Gott so kompliziert machen, obwohl Gott sich doch entschieden hat, es uns so einfach zu machen, nämlich Mensch zu werden.

Das bekannte Gleichnis Jesu vom Sauerteig kommt in Ihrem Buch nicht gut weg, warum?

Das Gleichnis an sich kommt bei mir nicht schlecht weg, im Kontext seiner Zeit jedenfalls. Das Problem ist nur, dass heute kaum einer mehr weiß, wie Sauerteig gemacht wird. Brot wird heute beim Bäcker oder im Supermarkt gekauft. Deshalb kann das Gleichnis jetzt nicht mehr diese Wirkung entfalten wie vor 2.000 Jahren. Mich nervt, dass im Kommunionunterricht dann lang und breit erklärt wird, wie Sauerteig funktioniert. Aber was ist das denn für eine Kommunikation, bei der wir einen riesen Aufwand betreiben müssen, damit das

Erik Flügge

(31) hat an der Universität Tübingen Germanistik und Politikwissenschaften studiert. Heute ist er Geschäftsführer der Squirrel & Nuts Gesellschaft für strategische Beratung. Er berät Spitzenpolitiker und Parteien bei der Kommunikation und viele Städte und Gemeinden bei der Entwicklung von Partizipationsprojekten. Zuvor war er in der katholischen Bildungsarbeit tätig. Er bezeichnet sich als Menschen, der gerne nachdenkt, allerdings nicht „unbedingt entlang althergebrachter Linien, sondern quer, auf dem Kopf und manchmal neu." Auf die Frage *Wer bin ich?* schreibt er auf seiner Homepage: „Ein Puzzle aus Erfahrungen. Ungeplant und ungesteuert, aber immer überzeugt."

❊ Mehr unter www.gemeinde-creativ.de.

Wortbild, das wir gerne benutzen wollen, überhaupt noch verstanden wird? Man müsste neue Bilder finden, solche, die in unsere Zeit und zu unseren heutigen Lebensbedingungen passen.

An einer Stelle sagen Sie: Die Kirche muss ihre eigenen Wahrheiten auch aushalten können. Was meinen Sie damit?

Wenn die katholische Kirche festlegt, wo sie steht, dann muss sie es auch aushalten, das nach draußen zu tragen und dafür kritisiert zu werden. Wir verstecken viele unserer Positionen oder relativieren sie. Oft bekommt man dann zu hören: Ihr glaubt doch selbst nicht an das, was ihr predigt. Es gibt Umfragen unter Theologiestudierenden, wie viele eigentlich an die Jungfrau Maria glauben, oder an die Auferstehung. Die Zahlen sind fatal. Aber wenn man Personal hat, das an solche wesentlichen Fragen nicht glaubt, muss man sich entscheiden. Entweder man muss die Position verändern, eine neue Interpretation des Glaubensrahmens aufstellen oder man sagt, von solchem Personal kann ich mich nicht vertreten lassen.

Es gibt Fachsprachen in vielen Bereichen (Medizin, Justiz, Behörden etc.). Warum funktioniert das bei der Kirche nicht?

Sind wir mal ehrlich: Die Behördensprache funktioniert doch auch überhaupt nicht. Wie viele Leute verzweifeln an ihrer Steuererklärung? Wie viele Menschen sind überfordert damit, Anträge und Formulare auszufüllen? Der einzige Unterschied ist: Bei einer Behörde muss ich die Kommunikation eingehen. Bei der Kirche brauche ich das nicht. Wenn die Kirche also mit ihrer eigenen Fachsprache kommt, die nicht notwendig gebraucht wird, dann sorgt das dafür, dass die Leute sagen: „Bevor ich mich damit beschäftige und mich einarbeite, gehe ich lieber." Wenn wir auf das frühe Christentum schauen, auf die Menschen, auf denen unsere ganze Kirche gründet, auf Petrus und Paulus zum Beispiel, dann sind das doch zwei, die in einer unglaublichen Stärke mit den Menschen so kommunizieren, dass sie die Dinge verstehen. Sie suchen den Dialog, schreiben Briefe, reisen umher und gehen auf die Menschen zu. Heute dagegen haben wir eine Verlautbarungs-Kirche, die auch eine Behörde von Franz Kafka sein könnte.

Neben sprachlichen Dingen kritisieren Sie in Ihrem Buch auch verschiedene Methoden, Zettelchen beim Kindergottesdienst etwa. Aber die Kinder haben doch Spaß bei der Sache?

Es ist vollkommen in Ordnung, für Kinder die Frohe Botschaft verkürzt darzustellen und natürlich brauchen wir pädagogische Konzepte in der Glaubensvermittlung, damit Kinder einen Zugang finden und die Geschichte Jesu verstehen können. Ich frage mich nur, warum alle erwachsenen Gläubigen daran teilhaben müssen? Viele der „normalen" Sonntagsgottesdienste sind dermaßen infantilisiert, dass man glauben könnte, man besuche einen Kindergottesdienst.

Präziser sprechen, die Dinge auf den Punkt bringen und das in der Sprache der Gegenwart – wäre es damit getan und sind wir dann im Sinn der Bibel noch authentisch? Oder welche Dinge müssten sich sonst noch ändern?

Ich glaube, dass es nicht die EINE Lösung für alle Probleme gibt. Folgende Punkte könnten jedoch hilfreich sein: Predigten brauchen eine These. Hier muss bei der Ausbildung unserer Priester und pastoralen Mitarbeiter nachgebessert werden. Außerdem brauchen wir ein anderes Verständnis davon, wie man Reden hält. Die typisch katholische Rede beginnt mit einer Anekdote, dann kommt ein theologischer Teil und am Ende kommt wieder eine Anekdote. Diese Erzählungen sind nur ein Rahmen ohne tiefere Bedeutung. Richtig wäre es, eine in sich schlüssige argumentative Rede zu halten. Das bedeutet nicht, dass alles zur Wissenschaft werden muss. Eine solche Rede kann auch ein starkes Glaubenszeugnis sein.

Beruflich beraten Sie Politiker in Strategie- und Wahlkampffragen. Stellen Sie sich vor, Sie dürften Papst Franziskus beraten, was würden Sie ihm raten?

Den Politikern sage ich immer: „Versuch' so klar wie möglich zu sprechen und deine Punkte deutlich zu benennen. Brich aus diesem Politik-Sprech aus, mach dich davon frei, provoziere, lasse zu, dass sich die Leute über dich aufregen." Zu Papst Franziskus könnte ich also guten Gewissens sagen: „Weiter machen wie bisher." Und das ist vielleicht das Spannendste, was gerade in der katholischen Kirche passiert: Wir haben einen Papst, der medial und kommunikativ funktioniert, der die Leute begeistert, gleichzeitig seine Botschaft rüberbringt und sich nicht vor Provokationen scheut. Das ist genau das, was das Evangelium schaffen muss: Es muss aufschrecken, irritieren, herausfordern. Auf keinen Fall darf es ein nettes, seichtes Beiwerk sein.

Das Interview führte
Alexandra Hofstätter

BUCHTIPP

✻ **Erik Flügge (2016), *Der Jargon der Betroffenheit – Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt.***
160 Seiten, Paperback.
Kösel-Verlag, 16,99 Euro.

FOTOS: SQUIRREL AND NUTS GMBH

Ein Leben ohne Smartphone und Internet? Für viele Jugendliche undenkbar. Wenn die Kirche junge Menschen erreichen will, muss sie dort präsent sein.

FOTOS: BDKJ BAMBERG

Die Sprache der Jugend sprechen

Mit WhatsApp, Facebook und Co erreicht man junge Menschen. Der persönliche Kontakt ist aber mindestens genauso wichtig.

Von Eva Fischer

Ehrenamtliche BDKJ-Diözesanvorsitzende Bamberg

Wenn wir Menschen miteinander in Kontakt treten, dann kommunizieren wir miteinander, vielleicht sogar, ohne es zu wollen. Kommunikation ist dabei etwas sehr Persönliches und Individuelles. Kommunikation dient, um dem Gegenüber etwas mitzuteilen, vielleicht auch, um jemanden zu überzeugen. Ganz sicher ist die Kommunikation aber wichtig, um jemanden wertzuschätzen und ernst zu nehmen.

Im Evangelium zum 17. Sonntag im Jahreskreis, der in der Erzdiözese Bamberg als Jugendsonntag gefeiert wird, sagt Jesus: *Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn, grub ihn aber wieder ein. Und in seiner Freude verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte den Acker. [...] Habt ihr das alles verstanden? Sie antworteten: Ja.* (Mt 13, 44-51)

Auch Jesus gab seinen Jüngern Botschaften mit auf den Weg, die ihnen helfen sollten, ihren Platz im Leben und im Glauben zu finden, aber auch eine starke Basis zu bilden, um das Gesagte und Gehörte weiterzutragen und so den Glauben zu verbreiten. Dass Jesus selbst ab und zu nachfragen musste, ob denn nun tatsächlich alles verstanden sei, ist eine logische Folgerung. Schließlich ist das, was Jesus kommuniziert, oft komplex und undurchschaubar. Manches verstehen die Jünger erst Wochen und Monate später. Gerade im Hinblick auf seinen Tod und seine Auferstehung hat Jesus viele Andeutungen gemacht, die selbst die engsten Vertrauten erst danach verstehen konnten. Obiges Gleichnis ist ein Beispiel der verdeckten Rede. Hier fällt es auch uns schwer, zu verstehen, was Jesus uns mitgeben will.

DIE BOTSCHAFT JESU IN DER WELT VON HEUTE

Wie kann es uns gelingen, das, was mit Jesus und seinen Jüngern begonnen hat, weiterzugeben und weiterzutragen? Wie können wir die Menschen von heute erreichen, wie bereiten wir die Botschaft auf, so dass auch Kinder und Jugendliche sie verstehen und zu ihrem Leben in Beziehung bringen?

Zu Kinder- und Jugendzeiten meiner Großeltern war das noch einfacher. Es war selbstverständlich, dass man jeden Tag vor Schulbeginn den Gottesdienst besuchte. Vieles wurde auf Latein gebetet und gesungen, aber die Predigt konnte genutzt werden, um die Menschen abzuholen und ihnen eine Botschaft für den Tag, die Woche, oder das Leben mit auf den Weg zu geben. Es war eine direkte Kommunikation möglich, die Vernetzung untereinander allerdings oft auf das Dorf oder die Stadt beschränkt.

Heutzutage hat sich in dieser Hinsicht vieles verändert. Jeder kann sich mit jedem direkt vernetzen, unabhängig davon, auf welchem Kontinent er lebt oder welche Sprache er spricht. Moderne Kommunikationsmittel wie WhatsApp oder Facebook ermöglichen es, innerhalb weniger Sekunden mit der Welt zu teilen, was man erlebt hat, oder zu beschreiben, was bedrückt und traurig macht. Oft scheinen hier die Botschaften nichtssagend oder sehr allgemein und unpersönlich. Doch wenn man die Person kennt, mit den Lebensumständen vertraut ist, dann erkennt man den tieferen Sinn der Aussage und versteht, was dahintersteht und wie es dem Gegenüber wirklich geht. Eine Kontaktaufnahme oder ein Austausch über Chats und neue Medien ist nicht weniger persönlich als ein direktes Gespräch. Oft fällt es Ju-

gendlichen leichter, Emotionen über Smileys auszudrücken als im persönlichen Miteinander. In einer sehr schnelllebigen Welt sind die Sorgen und Nöte von heute oft nicht mehr die Sorgen und Nöte von morgen. Vieles scheint sich schneller zu relativieren.

Gerade diese Punkte stellen die Kirche vor Herausforderungen und machen es den Mitarbeitern nicht leicht, in Kontakt mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu treten. Die Texte der Lesungen und Evangelien, die das Fundament unseres Glaubens bilden, sprechen nicht von vornherein deren Sprache und bedürfen einer „Übersetzung", einer Umschreibung des Inhaltes mit Verortung in der heutigen Lebenswelt der jungen Menschen. Das Handeln der Verantwortlichen in den Bistümern stößt nicht immer bei jedermann auf Verständnis. Schließlich ist es auch in diesem Fall davon abhängig, welchen Inhalt die Medien transportieren. Wenn es aber für die Verantwortlichen keinen direkten Draht zu den Menschen gibt, um die Einführung, Hinführung und Übersetzung zu vermitteln, so fallen die unverstandenen Worte auf trockenen und unfruchtbaren Boden.

DIE RICHTIGE SPRACHE SPRECHEN

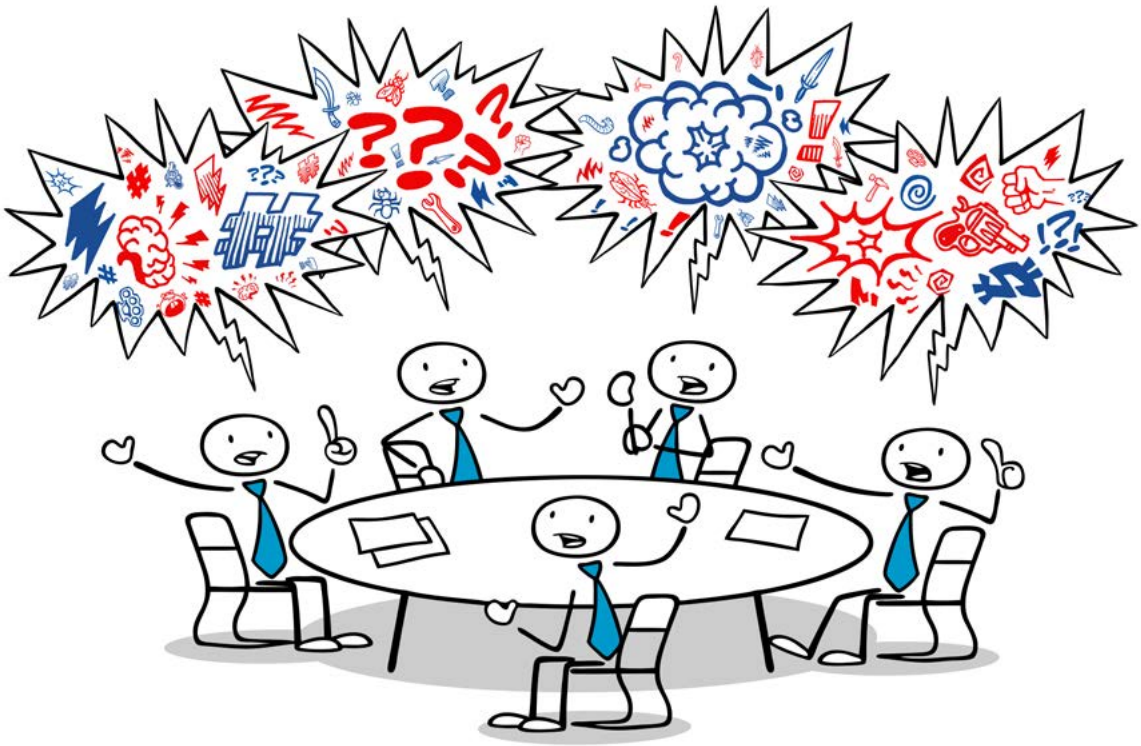
Um Jugendliche zu begeistern, zu motivieren und anzutreiben, sich mit dem eigenen Glauben zu beschäftigen und diesen auch als Fundament zu sehen, muss man ihre Sprache sprechen und in die Kommunikation der Jugendlichen eintauchen. Hierzu werden seitens der Kirchen bereits viele Anstrengungen unternommen. Fast jedes Bistum verfügt über eine Internetseite, die aktuell und gut gepflegt ist. Sie wird genutzt, um Veranstaltungen anzukündigen und zu reflektieren, aber auch, um Informationen, zum Beispiel aus der Bistumsleitung, zu transportieren. Das ist sicher ein guter Anknüpfungspunkt. Fraglich ist allerdings, ob man so die Menschen wirklich neugierig macht. Sollte es nicht gelingen, die Menschen anzuregen, über den eigenen Glauben selbst nachzudenken? Einen Beitrag dazu leisten virtuelle Gebetsräume, die über Webseiten oder Apps zu erreichen sind. Hier hat man die Möglichkeit, selbst Texte und Bitten zu verfassen, von einem Bibelzitat angeregt zu werden, für bestimmte Anliegen zu beten oder nur zu lesen, was andere beschäftigt oder bedrückt. Dass diese Angebote vor allem kirchennahe Menschen anlocken, ist unbestritten. Wer mit der Kirche „nichts am Hut hat", wird sich vermutlich eher selten in ein solches Forum begeben oder eine solche App herunterladen. Hilfreicher oder zielführender sind in dieser Hinsicht persönliche Statements, die auf Facebook gepostet werden. Hier müssen sich die Jugendlichen oder jungen Erwachsenen lediglich überlegen, ob sie das ebenso oder konträr sehen. Das ist einfacher als sich grundsätzlich zu überlegen, wie man zu einer These steht. Vielleicht ist das ein Ansatzpunkt.

In einem Punkt sind sich die Verantwortlichen für Jugendarbeit, Öffentlichkeitsarbeit und Informationstechnik im Erzbistum Bamberg einig: Wir müssen in die neuen Medien einsteigen, allerdings nicht platt, sondern innovativ und nicht nur informativ, sondern interaktiv. Eine Möglichkeit, in der digitalen Lebenswelt präsent zu sein, wäre eine Bistums-App. Diese könnte sowohl über den nächsten Gottesdienst informieren, zusätzliche Informationen enthalten und auch teils spielerisch, teils interaktiv, Inhalte des Glaubens und des kirchlichen Lebens vermitteln. Ein Gespräch in einem Chat über das Vaterunser ist hierbei ebenso denkbar wie eine Rallye durch den Kirchenraum. Innovativ, interaktiv und international soll auch die App zur nächsten Romwallfahrt der Ministranten werden. Diese bietet die Möglichkeit, untereinander in Kontakt zu treten, aber auch ganz persönliche Mitteilungen zu senden. Denn die Verwendung neuer Medien kann oft ein Anknüpfungspunkt sein oder dazu dienen, die Neugier zu wecken. Letztendlich zählen aber häufig der persönliche Kontakt und das direkte Gespräch, ganz getreu dem Motto: *Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.* (1 Petr 3,15)

Auch wenn heute vieles online funktioniert, der persönliche Kontakt, zum Beispiel bei Gruppenstunden, ist nach wie vor sehr wichtig.

Innovativ, interaktiv und international soll auch die App zur nächsten Romwallfahrt der Ministranten werden, solche Angebote können „Wow-Effekte" bei jungen Leuten erzeugen.

Die Jugend hat etwas zu sagen und nutzt ihre eigenen Kanäle dazu.



Wenn Emotionen hochkochen

Von Gabriele Pinkl

Referentin in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung der Diözese Passau und Mediatorin

Wo Menschen zusammenarbeiten, ist es normal, dass man sich auch mal aneinander reibt. In kirchlichen Gremien ist das nicht anders. Nur, dass wir die Vorstellung haben: bei uns müsste es anders sein.

Aber: Wir als Kirche müssen uns daran messen lassen, wie fair wir Konflikte austragen. Es ist nicht nur peinlich, wenn wir als kirchliche Gremien unfair miteinander sind, sondern wir stellen damit die eigene Botschaft in Frage. Wir schauen oft zu sehr auf einen faulen Kompromiss, anstatt darauf zu achten, was miteinander und nebeneinander möglich wäre. Hilfreich ist es da allemal, sich gegenseitig zu unterstellen, dass alle das Gute wollen, auch wenn es nicht unbedingt das ist, was man persönlich möchte. Das sind in der Regel Sachkonflikte. Weitere Konflikte entstehen darüber, wie miteinander gesprochen wird, also Konflikte auf der Beziehungsebene. Hier kann hilfreich sein, sich immer wieder klar zu machen, dass in einem Gremium Menschen zusammenkommen, die ein Wahlmandat haben und dass diese Menschen kein Freundeskreis sind. Das heißt nicht, dass man nicht freundschaftlich miteinander umgehen darf, aber Erwartungen an einen Freundeskreis sind ganz andere, als Erwartungen an ein Arbeitsteam. Eine zunächst ganz „pragmatische Arbeitsebene“ entlastet; wenn man damit erfolgreich ist, wächst Wertschätzung, vielleicht entsteht Freundschaft, aber das ist keine Bedingung. Bei Klausurtagen kann über diese Erwartungen an die Zusammenarbeit gesprochen werden. Hilfreich ist es, dazu Moderatoren von außen einzuladen. Diese Personen können sich auf ein gutes Gesprächsklima konzentrieren, und die Mitglieder des Gremiums auf das Inhaltliche. Wenn man gleichzeitig leitet, moderiert und seine Ideen einbringen will, entstehen Rollenkonflikte.

WENN ES „HOCHKOCHT“

Vor allem dann, wenn unterschiedliche Sichtweisen hochkochen, empfiehlt es sich, neutrale Personen von außen hinzu zu ziehen. Nicht als Richter oder Entscheider, sondern als Unterstützung. Über die Gemeindeberatung in den Diözesen können geeignete Personen angefragt werden. Und sogar dann, wenn schon viele Verletzungen entstanden sind, sollten wir als Christen der Versöhnung und dem Neuanfang immer eine Chance geben. Hier kann Konfliktmediation hilfreich sein. Das ist ein strukturiertes Vorgehen, welches allen Beteiligten Raum geben will, Positionen und Bedürfnisse zu formulieren. Das heißt nicht, dass damit schon „meine Position“ umgesetzt wird. Aber mit Hilfe von Mediation kann es gelingen, dass zunächst gegensätzliche Meinungen wahrgenommen werden. Den anderen in seinen Bedürfnissen ernst zu nehmen, ist ein guter erster Schritt (wieder) hin zu einem Miteinander. Mediation kann eigentlich nie zu früh beginnen.

Als Christen müssen wir immer die Bereitschaft haben, andere hören und verstehen zu wollen, auch in Konfliktsituationen. Wir dürfen andere nicht einfach „abschreiben“. Und dazu müssen wir in der Regel selbst den ersten Schritt tun. Das ist manchmal sehr schwer – aber notwendig, wenn wir die Botschaft Jesu ernst nehmen.

In einigen Diözesen gibt es Angebote für Mediation. Fragen Sie dazu auch bei der Gemeindeberatung oder beim Pfarrgemeinderatsreferat nach. Und es gibt „freie“ Mediatoren, die man sich leisten und gönnen darf, damit das Zusammenarbeiten wieder gelingt und wir für andere Menschen glaubwürdige Vorbilder werden.

ILLUSTRATION: ROBERT KNESCHKE / ADOBE STOCK

Das Geheimnis guter Vorträge

Sprachtrainer Erwin Sickinger schult Lektoren und Wortgottesdienstleiter

FOTO: PAT CHRIST

Erwin Sickinger

Von Pat Christ

Freie Journalistin

Eine Lesung vorzutragen, kann aus vielerlei Gründen schwierig sein. „Lektoren haben zum Beispiel Angst vor komplizierten Wörtern wie *Nebukadnezar*“, sagt Sprachtrainer Erwin Sickinger. Auch *Deuteronomium* ist ein Wort, das nicht sofort problemlos über die Lippen kommt. Solche Begriffe zu üben, bevor man an den Ambo tritt, sei sinnvoll. Doch das Wichtigste ist nicht, schwierige Wörter fehlerfrei auszusprechen: „Viel wichtiger ist, dass man den Text verstanden hat.“

Seit zehn Jahren bringt der freiberufliche Sprachtrainer aus Erlenbach am Main Lektoren bei, wie sie in der Kirche gut sprechen. Dafür ist der 56-Jährige nicht nur aufgrund seiner universitären Ausbildung zum Sprechpädagogen prädestiniert. Erwin Sickinger engagiert sich selbst als Wortgottesdienstleiter in der Erlenbacher Pfarrei St. Peter und Paul. In mehreren Tagesseminaren gibt er jedes Jahr sein Wissen über die Kunst des Vortragens im Gottesdienst weiter. „Er ist einer unserer profiliertesten Sprachtrainer“, sagt Stephan Steger, Liturgiereferent der Diözese Würzburg.

Vor allem engagierte Menschen ab dem 40. Lebensjahr entscheiden sich, an Sickingers Kurs „Wovon das Herz voll ist, davon spricht der Mund“ teilzunehmen. Die einen bringen schon reichlich Vorwissen mit, das sie gern ausbauen möchten. Andere stehen ganz nervös vor ihrem allerersten „Auftritt“ in der Kirche. „Der Pfarrer hat mich gefragt, ob ich Lektor werden mag“, erzählen sie zu Kursbeginn. Gerade diese Teilnehmer seien sehr unsicher, ob sie es aushalten, völlig alleine vorne am Ambo zu stehen – und alle Blicke auf sie gerichtet sind. Sie wünschen sich möglichst effektive Strategien gegen Lampenfieber.

Bei Menschen, die sich für die Kirche engagieren, wird vorausgesetzt, dass sie die Bibel schätzen und sie, wie Sickinger selbst, als eine Kraftquelle für ihren Alltag erleben. Ist dem so, ist das für den Vortrag schon die halbe Miete, sagt der Sprachtrainer. Denn dann wird die Bibelstelle nicht einfach heruntergelesen. Fällt umgekehrt auf, dass ein Vortragender einen Text „abnudelt“, gebe das Anlass, darüber nachzudenken, welches innere Verhältnis zum Text besteht. Ohne tiefere Beziehung sei nun mal kein guter Vortrag möglich, betont Sickinger.

Technik sei demgegenüber zweitrangig. Wobei Sickinger natürlich einige griffige, interessante Tipps bereithält. Wer vorne am Ambo steht, solle zum Beispiel lernen, kurze Augenblicke der Stille auszuhalten: „Und zwar, bevor man liest, um den Raum für den Klang zu bereiten, aber auch, wenn man zu Ende gelesen hat.“ Außerdem gibt es Tricks, wie man Zuhörern hilft, einem Text Satz für Satz zu folgen. Am Ende eines jeden Satzes sollte sich die Stimme zum Beispiel ganz tief senken. In seinen Schulungen arbeitet Sickinger gerne mit Videos. Die Teilnehmer sehen sich so selbst vortragen. Für so manchen Lektor ist damit ein Aha-Erlebnis verbunden. Er lernt sehr schnell, was er besser machen könnte.

Und dann ist da noch die Sache mit dem Lampenfieber. Etwa jedem dritten Kursteilnehmer sei es ein Anliegen, Hinweise zu erhalten, wie man mit dem unbehaglichen Gefühl umgehen kann. Hier lautet Sickingers Botschaft: Das Lampenfieber annehmen. Denn genau dieser Zustand, der sich zunächst so unangenehm anfühlt, sorgt für Spannung, volle Konzentration und Präsenz. Das braucht man vorne am Ambo.

INFO

In Zusammenarbeit mit dem Diözesanbüro Aschaffenburg in Schmerlenbach bietet Erwin Sickinger am 27. Januar 2018 und am 20. Oktober 2018 im Aschaffenburger Martinushaus die nächsten Seminare *„Wovon das Herz voll ist, davon spricht der Mund“* für Lektoren und Gottesdienstbeauftragte an.

Mit Dialog und Begegnung gegen Populismus

Symposium der Ackermann-Gemeinde befasst sich mit der „Macht des Wortes“

Von Markus Bauer

Freier Journalist

„Die Macht des Wortes. Orientierung für die Gesellschaft und Missbrauch durch Populisten“ – diesem Thema widmeten sich die deutsche Ackermann-Gemeinde und die tschechische Bernard-Bolzano-Gesellschaft beim 26. Brünner Symposium. Mehr als 300 Personen nahmen in diesem Jahr an der Tagung teil.

In einer der Podiumsdiskussionen stand die Deutsch-Tschechische Erklärung von 1997 im Zentrum. Für den früheren tschechischen Senatspräsidenten Petr Pithart war diese „eine Zivilisationsleistung par excellence“, in der akribisch um die Wörter und ihre Bedeutung in den beiden Sprachen gerungen wurde. Zumal das Verständnis einzelner Worte auch vom (unterschiedlichen) Erleben der Geschichte abhängig sei. Auf einige schwierige und zentrale Worte in der Erklärung (*Vertreibung – vyhnání; odsun – Abschiebung*) wies Tomáš Kafka, erster tschechischer Co-Geschäftsführer des Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, hin. Doch in erster Linie sei es, so Herbert Werner, Kafkas Pendant auf deutscher Seite, darum gegangen, Annäherung zu schaffen und Vertrauen zu gewinnen, um dann die noch bestehenden Konflikte und Missverständnisse zu klären.

Zeit für Gespräche am Rand des Symposiums: Der tschechische Kulturminister Daniel Herman (links) mit Brünns Oberbürgermeister Petr Vokřál.

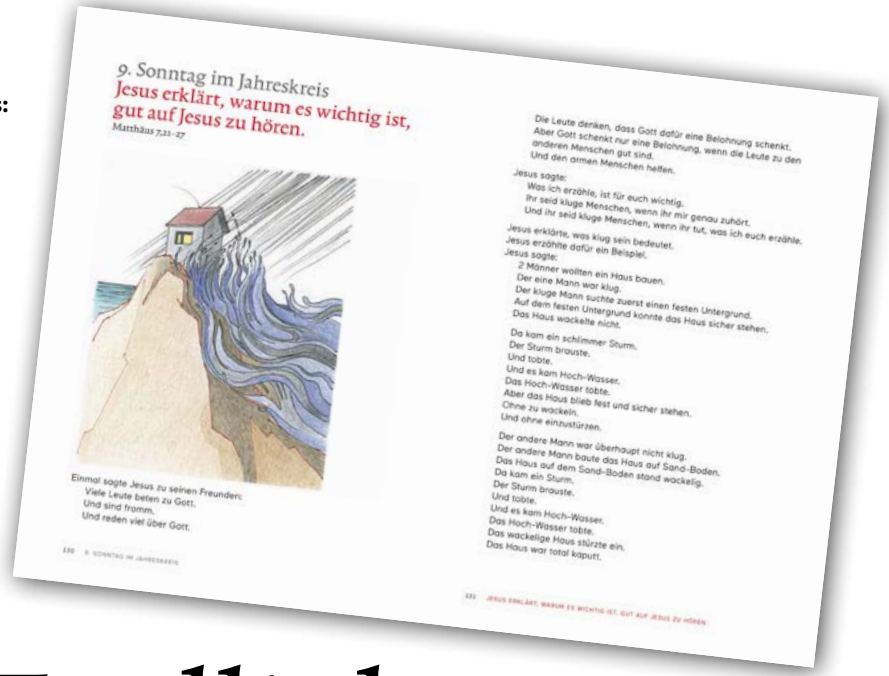
FOTOS: MARKUS BAUER

Diskutierten auf dem Podium (von links): Der Bundesvorsitzende der Ackermann-Gemeinde Martin Kastler, der Brünner Oberbürgermeister Petr Vokřál, der Politikwissenschaftler Professor Anton Pelinka, der Präsident der Bernard-Bolzano-Gesellschaft Matěj Spurný.

„Die Qualität wird oft durch Quantität ersetzt. Fake-News sind das Übel unserer Zeit“, stellte Tomáš Jan Podivínský, Botschafter der Tschechischen Republik in Deutschland, in seinem Grußwort fest. Als verletzend für Tschechen nannte er die Benutzung des Wortes „Tschechei“ im deutschen Sprachgebrauch, da dies an die Zeit des Nationalsozialismus erinnere. „Aber Begriffe dürfen der Beziehung von Staaten und Menschen nicht im Wege stehen“, sagte er und plädierte für Begegnungen, die durch Programme und Einrichtungen gefördert werden müssten. Und der tschechische Kulturminister Daniel Herman, auch Vorsitzender der tschechischen Sdruženi Ackermann-Gemeinde, berichtete von Kritik auf tschechischer Seite wegen seines in deutscher Sprache vorgetragenen Grußwortes beim Sudetendeutschen Tag 2016 in Nürnberg.

Martin Kastler, Bundesvorsitzender der Ackermann-Gemeinde, wies auf eine „Verrohung der Sprache und Umgangsformen miteinander“ hin. Der Macht der Worte komme „eine große, ernst zu nehmende Bedeutung“ zu, „die Verrohung der Sprache und die Verschlechterung des Umgangs beginnt bei uns. Jeder soll kritisch bei sich selbst reflektieren“, empfahl Kastler. Der österreichische Jurist und Politikwissenschaftler Anton Pelinka verdeutlichte, dass Begriffe wie „Mitteleuropa“ oder „Zentraleuropa“ in verschiedenen Ländern unterschiedlich interpretiert werden. Zudem werde die Macht der Worte häufig in nationalen Opfer- und Unrechtsmythen offenbar.

Dass Populisten verstärkt versuchen, komplexe Sachverhalte mit einfachen Antworten zu lösen, wurde in den Beiträgen ebenfalls deutlich. Als Lösungsansätze gegen Populismus schlugen die in den Podien auftretenden Referenten aus Politik, Bildung und Wissenschaft die Stärkung der Kindergärten, Schulen, der außerschulischen Bildung sowie die Intensivierung von Dialog und Begegnung vor. Wichtig seien aber auch funktionierende und der freiheitlich-liberalen Demokratie verpflichtete (Volks-)Parteien sowie die Stärkung der Zivilgesellschaft und des Bürgerbewusstseins.



9. Sonntag im Jahreskreis
Jesus erklärt, warum es wichtig ist, gut auf Jesus zu hören.
Matthäus 7,21–27

Einmal sagte Jesus zu seinen Freunden:
Viele Leute beten zu Gott.
Und sind fromm.
Und reden viel über Gott.

Die Leute denken, dass Gott dafür eine Belohnung schenkt.
Aber Gott schenkt nur eine Belohnung, wenn die Leute zu den anderen Menschen gut sind.
Und den armen Menschen helfen.

Jesus sagte:
Was ich erzähle, ist für euch wichtig.
Ihr seid kluge Menschen, wenn ihr mir genau zuhört.
Und ihr seid kluge Menschen, wenn ihr tut, was ich euch erzähle.

Jesus erklärte, was klug sein bedeutet.
Jesus erzählte dafür ein Beispiel.
Jesus sagte:
2 Männer wollten ein Haus bauen.
Der eine Mann war klug.
Der kluge Mann suchte zuerst einen festen Untergrund.
Auf dem festen Untergrund konnte das Haus sicher stehen.
Das Haus wackelte nicht.

Da kam ein schlimmer Sturm.
Der Sturm brauste.
Und tobte.
Und es kam Hoch-Wasser.
Das Hoch-Wasser tobte.
Aber das Haus blieb fest und sicher stehen.
Ohne zu wackeln.
Und ohne einzustürzen.

Der andere Mann war überhaupt nicht klug.
Der andere Mann baute das Haus auf Sand-Boden.
Das Haus auf dem Sand-Boden stand wackelig.
Da kam ein Sturm.
Der Sturm brauste.
Und tobte.
Und es kam Hoch-Wasser.
Das Hoch-Wasser tobte.
Das wackelige Haus stürzte ein.
Das Haus war total kaputt.

So sieht eine Bibelseite in Leichter Sprache aus: Mit Farben und Bildern anschaulich gestaltet, die Sätze kurz, der Text klar strukturiert.

BILD: BIBEL IN LEICHTER SPRACHE

Endlich verständlich

Leichte Sprache und ihr Potential für Gemeinde, Gottesdienst und Pastoral

Von Claudio Ettl

Bildungsreferent im Caritas-Pirckheimer-Haus Nürnberg und Projektverantwortlicher „Evangelium in Leichter Sprache“

Das Wunder der Horizonterweiterung geschah vor fast zwei Jahrtausenden in Jerusalem: Menschen aus aller Welt hören an Pfingsten die Jünger in ihrer jeweils eigenen Sprache predigen. Ausnahmslos alle können sie verstehen. Eine großartige Vision. Heute dagegen ist für immer mehr Menschen die Sprache (in) der Kirche fremd und unverständlich geworden – nicht nur für Kirchenferne oder Menschen mit Verständnisschwierigkeiten. Mehr denn je braucht kirchliches Leben deshalb eine leicht(er) verständliche Sprache, sei es im Gottesdienst oder in der Gemeindearbeit, im Kirchenanzeiger oder im Religionsunterricht, bei Haupt- wie Ehrenamtlichen.

Die ursprünglich im Kontext der Behindertenarbeit entwickelte so genannte „Leichte Sprache“ kann dabei wertvolle Dienste leisten. Leichte Sprache ist eine barrierefreie Art des Redens und Schreibens, die bestimmten Grundsätzen folgt. Ihr oberstes Ziel ist Verständlichkeit. Deshalb verzichtet sie auf Fremdwörter oder schwierige Begriffe. Sie bildet kurze Sätze und verwendet auch mal die Umgangssprache. Und sie wird durch Bilder ergänzt.

Die Einsatzmöglichkeiten der Leichten Sprache im kirchlichen Raum sind vielfältig. Kirchenanzeiger, Pfarrbriefe und Einladungen werden leichter verständlich, Predigten einfacher und klarer, Gottesdienste für alle geeignet. Leichte Sprache weitet den Horizont: Sie nimmt konsequent und wertschätzend diejenigen in den Blick, die oft am Rand stehen, weil sie nicht (mehr oder noch nicht) alles verstehen: Behinderte, Kinder, Senioren, kirchlich oder religiös „Unmusikalische“, Migranten und Geflüchtete.

Am deutlichsten wird diese Horizonterweiterung bei den Bibeltexten im Gottesdienst. Hier leistet das Projekt „Evangelium in Leichter Sprache“ von Caritas-Pirckheimer-Haus, Katholischem Bibelwerk und Thuiner Franziskanerinnen Pionierarbeit. Seit 2013 werden die Sonntagsevangelien in Leichte Sprache übertragen und kostenlos im Internet und in Buchform (*Reihe „Bibel in Leichter Sprache“ im Verlag Katholisches Bibelwerk*) angeboten – leicht verständlich, kurz kommentiert und anschaulich illustriert. Zunächst für Menschen mit Lernschwierigkeiten gedacht, bilden diese ganz eigenen Bibeltexte eine unverzichtbare Ergänzung zu den klassischen Bibelausgaben und können auch für andere Zielgruppen hilfreich sein.

Bauliche Barrierefreiheit ist längst Standard in der Kirche – sprachliche Barrierefreiheit sollte es ebenso werden. Eine leicht verständliche Sprache, mündlich wie schriftlich, gehört deshalb zum Handwerkszeug der Arbeit von Ehren- wie Hauptamtlichen. Wenn wir den Auftrag Jesu, ausnahmslos allen Menschen Gottes frohe Botschaft vom Leben in Fülle und Vielfalt zu verkünden, ernst meinen, gibt es zur Leichten Sprache ohnehin keine Alternative.

Nochmal zurück nach Jerusalem: Das Pfingstwunder besteht interessanterweise nicht darin, dass der Geist eine neue Einheitssprache schafft. Das Gegenteil ist der Fall: Gottes Wort spricht ausnahmslos alle Sprachen. Nicht die Vielfalt wird also vereinheitlicht, sondern die Einheit entfaltet – ein grundlegender Perspektivenwechsel. Ausnahmslos alle sollen verstehen.

✻ Mehr dazu bei uns im Internet unter www.gemeinde-creativ.de.

FOTO: CLAUDIO ETTL

Das Angebot zum Thema „Leichte Sprache“ ist inzwischen vielfältig.

Zur Sprache bringen

Wie Liturgie verständlich und faszinierend sein kann

Von Karl Eder

Geschäftsführer des Landeskomitees und promovierter Liturgiewissenschaftler

„Jetzt bin ich aber sprachlos" – wer solches sagt, verwickelt sich sofort in einen Widerspruch. Schließlich sagt er ja doch etwas, ist also nicht wirklich sprachlos. Gemeint sind damit eher die eigene Ratlosigkeit und Hilflosigkeit oder auch Überraschung und Bewunderung. Der Satz macht deutlich, dass wir gerade eines unserer wichtigsten Kommunikationsmittel beraubt sind, der Sprache.

Natürlich sind wir Menschen in gleicher Weise visuelle Menschen, die viele Informationen über Bilder aufnehmen. Auch Sie selbst nehmen die zentralen Inhalte von Artikeln zunächst über die Bilder und vielleicht noch über die Bildunterschriften wahr. In *Gemeinde creativ* ist das nicht anders – da machen wir uns nichts vor. Und jeder halbwegs gut ausgebildete Marketingexperte wird in seinen Konzepten berücksichtigen, dass Produkte und Botschaften zuerst über Bilder verkauft werden.

Aber ganz ohne Worte kommt keine Werbestrategie, kommt kein gedrucktes Medium, ja nicht einmal das Fernsehen aus. Der Hörfunk sowieso nicht. Und sogar im Internet sind Details von Nachrichten nur über Sprache zu transportieren; und selbst bei vielen Videospots heißt es, man solle sie nicht stumm ansehen, sondern mit Ton.

Die Sprache ist und bleibt eine zentrale Kommunikationsform für uns Menschen. Sie ermöglicht uns ohne größeren Aufwand die spontane, aktive und kreative Gestaltung von Themen, um wichtige Aussagen zur Sprache zur bringen. Ja, sie kann als Hilferuf sogar lebensnotwendig sein. Um ihr Ziel zu erreichen, ist sie aber gleichzeitig auf das Hören oder Lesen derjenigen angewiesen, die diese Botschaften erreichen sollen. Sie muss verstanden werden: akustisch, landessprachlich und natürlich auch inhaltlich. Sender und Empfänger müssen auf der gleichen Wellenlänge unterwegs sein.

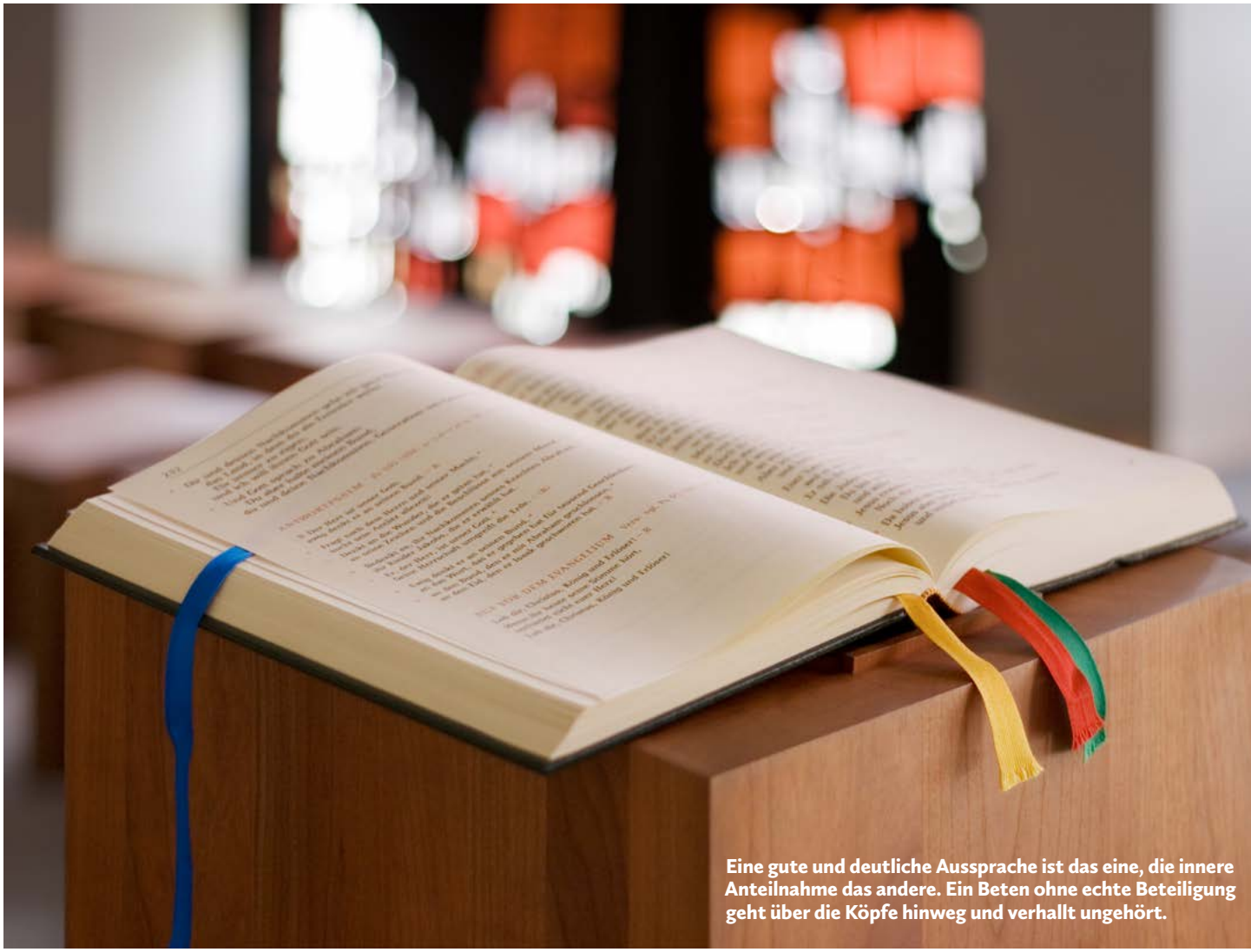


FOTO: MARC DIETRICH / ADOBE STOCK

Eine gute und deutliche Aussprache ist das eine, die innere Anteilnahme das andere. Ein Beten ohne echte Beteiligung geht über die Köpfe hinweg und verhallt ungehört.

SPRACHE LEBT

Diese Anforderungen treffen nicht nur auf die alltägliche Kommunikation der Menschen zu, sondern in gleicher Weise auf die Kommunikation in gottesdienstlichen Feiern. Sprache ist kein statisches Gebilde, sondern sie ist lebendig. Der tägliche Sprachgebrauch durch unterschiedliche Menschen verändert im Lauf der Jahre den mündlichen wie auch den schriftlichen Wortschatz. Das darf und kann die Liturgie nicht ignorieren.

Das Sprechen mit und zu Gott soll sich grundsätzlich ja nicht vom Sprechen mit den Menschen unterscheiden. Jesus selbst hat zu den Menschen im Grunde nicht anders gesprochen als zu seinem Vater. Im Gegenteil: Das „Vater unser" ist das beste Beispiel für ein Gebet, das eine Sprache verwendet, die dem Menschen vertraut ist. Jesu Anrede an den Vater – „abba" – ist von einer starken inneren, ja geradezu zärtlichen Nähe geprägt.

Diese wenigen Andeutungen lassen erahnen, dass es nicht nur darauf ankommt, was gesagt wird, sondern wie etwas gesagt wird. Bereits vor gut 200 Jahren wurde in wissenschaftlichen Beiträgen das „maschinenmäßige Bethen" im Gottesdienst kritisiert. Ein eklatantes Problem der früheren Liturgie war der so genannte „Rubrizismus". Er bezeichnet das formalistische Befolgen der in rot (lat. „ruber") gedruckten Regieanweisungen in den liturgischen Büchern, allen voran dem Messbuch, ohne den darin enthaltenen Texten wirklich eine Botschaft zu verleihen.

Neben der inneren Anteilnahme ist für die Hörenden entscheidend, das Gesprochene überhaupt verstehen zu können, wozu neben einer klaren Aussprache und guten Akustik auch die Muttersprache zählt. Lateinische, über weite Strecken leise und ohne Esprit gesprochene liturgische Texte erfüllen diese Bedingungen nicht wirklich.

Erschwerend kommt leider bis heute hinzu, dass manche liturgische Texte in einer abgehobenen Kunstsprache verfasst sind, die die Menschen nicht berührt. Das bedeutet kein Plädoyer für eine nachlässige Umgangssprache in der Liturgie. Aber ein Beten ohne echte Beteiligung geht über die Köpfe hinweg und verhallt ungehört. Umso wichtiger ist die Aufgabe für die Vorsteher, Lektoren und Kantoren eines Gottesdienstes, die jeweilige Botschaft überzeugend zur Sprache zu bringen.

Sprache kann dabei in unterschiedlichen Formen zum Ausdruck kommen: als Gebet, als Meditation, als Verkündigung oder als Gesang. Eine klare, verständliche Aussprache ist Grundvoraussetzung dafür, in den Menschen die Faszination für Gottes Botschaft und Jesu Nachfolge wecken zu können. Ebenso müssen für Schwerhörige oder Gehörlose die nötigen technischen Bedingungen für eine aktive Teilnahme stimmen.

Geregelte Abläufe und Riten geben Halt und vermitteln Sicherheit. Schon in der Vorbereitung einer Liturgiefeier sollten sich Vorsteher und Akteure auf wenige Themen fokussieren. Diese Maßgabe gilt auch und gerade für die Predigt. Selbst bei den Fürbitten bedeutet weniger mehr. Auch Christen können und müssen nicht in einer Stunde die ganze Welt retten. Die inhaltliche Fokussierung und die rituelle Sicherheit sollen gleichzeitig genügend Platz für Souveränität und Spontaneität lassen.

UNVERFÄLSCHTE BOTSCHAFT ZUM AUSDRUCK BRINGEN

Das Zweite Vatikanische Konzil wollte durch muttersprachliche und aussagekräftigere Texte wieder die unverfälschte Botschaft von der Nähe Gottes und der Erlösungstat Jesu Christi in den Vordergrund rücken. Deren Wucht kommt an zwei Stellen des Alten Testaments deutlich und klar zum Ausdruck: *Adam, wo bist Du?* (Gen 3, 9) und *Kain, wo ist Dein Bruder Abel?* (Gen 4, 9).

Dieser elementare Dialog Gottes mit dem Menschen zeigt, worum es Gott letztlich geht: ich biete Dir eine liebevolle Beziehung an und ich rate Dir deshalb, die Beziehung zu Deinen Mitmenschen sorgsam zu pflegen. Jesus Christus selbst ist der sichtbarste Ausdruck der Liebe Gottes zum Menschen (vgl. Phil 2, 6-11).

Gott nimmt den Dialog mit dem Menschen manchmal aber auch sehr unscheinbar auf. Die Berufung des Samuel *(siehe Kasten)* ist ein gutes Beispiel dafür. Es lohnt sich also, sehr genau hinzuhören, um Gottes Wort nicht zu überhören. Zeiten der Stille im Gottesdienst sind mitunter enorm wichtig.

Die Berufung des Samuel

Da rief der Herr den Samuel und Samuel antwortete: Hier bin ich. Dann lief er zu Eli und sagte: Hier bin ich, du hast mich gerufen. Eli erwiderte: Ich habe dich nicht gerufen. Geh wieder schlafen! Da ging er und legte sich wieder schlafen. Der Herr rief noch einmal: Samuel! Samuel stand auf und ging zu Eli und sagte: Hier bin ich, du hast mich gerufen. Eli erwiderte: Ich habe dich nicht gerufen, mein Sohn. Geh wieder schlafen! Samuel kannte den Herrn noch nicht und das Wort des Herrn war ihm noch nicht offenbart worden. Da rief der Herr den Samuel wieder, zum dritten Mal. Er stand auf und ging zu Eli und sagte: Hier bin ich, du hast mich gerufen. Da merkte Eli, dass der Herr den Knaben gerufen hatte.

1 Sam 3, 4-8

Die Liturgie will und kann dazu den Raum eröffnen. Sie ist ein Geschenk, ein Gnadengeschehen, weil Christus selbst ihr Träger ist: *Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen* (Mt 18, 20). Liturgie braucht somit das gemeinschaftliche Feiern der Gläubigen.

Entscheidend ist der innere Zugang zur zentralen Botschaft von Texten und Liedern. Nur wenn sie aus Überzeugung und Liebe zu den Menschen vorgetragen werden, können sie faszinieren. Paulus hält uns vor Augen: *Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke* (1 Kor 13, 1).

Eine Frage der Haltung

Es liegt ganz in unserer Verantwortung, was wir sagen, was wir posten und wie wir uns anderen gegenüber verhalten. Wie wir mit Konflikten umgehen, ob wir argumentieren oder diffamieren, ob wir diskriminieren oder ob wir tolerant sind. Die Sprache ist ein mächtiges Werkzeug. Unterschätzen wir das nicht und setzen wir es richtig ein.

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

Ein Wort ist schnell gesagt, ein Post im Internet fast so schnell abgeschickt. Und damit ist es in der Welt. Gesagt, getippt. Egal, wie oft man sich korrigiert, erst einmal ist eine Aussage getroffen. Und wer schon einmal versucht hat, ungeliebte Informationen aus dem Netz zu entfernen, der weiß, wie schwer das sein kann. Den alten Vorwurf an Menschen, die besser zuerst denken und dann reden sollten, kennt man von Kindesbeinen an. Das, worüber momentan unsere Gesellschaft diskutiert, ist jedoch etwas ganz anderes. Landauf, landab ist von der „Verrohung der Sprache“ zu hören und zu lesen. Der Bayerische Lehrer- und Lehrerinnenverband (BLLV) hat unlängst ein Manifest zu diesem Thema veröffentlicht. „Wir beobachten, wie unsere Gesellschaft gespalten und Menschen emotional aufgehetzt werden sollen. Extreme Gruppierungen und Personen, insbesondere Repräsentanten der Rechtspopulisten und Rechtsextremen, tragen zu dieser Verrohung des Umgangs maßgeblich bei“, heißt es in dem Text, der mit „Haltung zeigen“ überschrieben ist.

Was die bayerischen Lehrer in ihren Klassenzimmern und Pausenhöfen beobachten, ist nichts anderes als ein Spiegel der Gesellschaft. Der Ton in Politik und Medien, er ist rauer geworden, aggressiver, zügelloser. Nicht nur eine „Verrohung der Sprache“ ist erkennbar, auch eine Enthemmung.

Die Diskussion begann, als im Spätsommer 2015 eine große Zahl von Flüchtlingen nach Deutschland kam. Seitdem ist überall von erstarkenden populistischen und nationalistischen Strömungen zu lesen. Die sprachlichen Entgleisungen mancher ihrer Repräsentanten finden sich regelmäßig in den Medien. Und plötzlich scheint vieles möglich, was vorher undenkbar gewesen wäre. Es werden Dinge ausgesprochen, die bisher als Tabu galten. Ja, das mag mit der Ankunft der Flüchtlinge 2015 begonnen haben. Das Problem selbst war jedoch schon vorher da. Die Flüchtlingsfrage war nicht der Grund, sondern lediglich der Anlass.

WORTE UND TATEN

Mit seinem Appell an eine sachliche und respektvolle Sprache ist der Bayerische Lehrer- und Lehrerinnenverband nicht allein. Kardinal Reinhard

FOTO: MG / ADOBE STOCK

Marx, die Bundesumweltministerin Barbara Hendriks und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier – sie alle tun es. Sie alle warnen vor der „Verrohung der Sprache". „Wie wir sprechen, so handeln wir möglicherweise später", sagt Kardinal Reinhard Marx. Der Zusammenhang von Sprechen und Handeln wird von vielen Mandatsträgern, egal ob aus Kirche, Politik oder Gesellschaft, in dieser Debatte im Moment betont und hervorgehoben.

„Worte wirken massiv auf das Gehirn", sagt beispielsweise auch der Neurobiologe Professor Joachim Bauer aus Freiburg. In seinen jüngsten Forschungen habe er eine deutliche Aggressivierung der Sprache beobachten können. Als Ursache dafür sieht er den zunehmend rüden Ton in der Politik und den Medien, allen voran in den sozialen Netzwerken. Das spiegle sich auch im Verhalten von Kindern auf dem Schulhof wieder. Für Joachim Bauer ist klar: „Die Art und Weise, wie wir vor Kindern und Jugendlichen sprechen, wird sie prägen."

Ganz im Sinne des Manifests ruft auch der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, alle Christen auf, mutig zu sein und aufzustehen, wenn eine klare Haltung und das Eintreten für Menschenwürde und Menschenrechte gefordert sind. Das kann im kleinen, privaten Kreis beginnen. Etwa bei einer Familienfeier oder im Büro. Nicht hinnehmen, nicht schweigen ist der Auftrag des Evangeliums. *„Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen"* (Mk 16,15), sagte Jesus zu seinen Jüngern. Dazu gehört auch das radikale Eintreten für seine Ideen und die Grundfeste unseres Glaubens. An einem biblisch-christlichen Menschenbild ist nicht zu rütteln. Dort, wo es untergraben wird – egal ob in Worten oder Taten – ist Haltung gefragt, von jedem von uns.

Jeder Sprecher sollte im privaten, wie im öffentlichen Bereich genau prüfen, was seine Äußerung eigentlich bedeutet – und zwar bevor er sie ausspricht. Wenn wir beispielsweise von „Wellen", „Fluten" oder „Krisen" im Zusammenhang mit Flüchtlingen sprechen, dann ist die negative Assoziation beim Gegenüber schon vorprogrammiert. „Wellen" und „Fluten" verbinden wir mit Naturkatastrophen, „Krisen" sind sowieso immer schlecht.

Die Phrase von der „Verrohung der Sprache". Wird sie überstrapaziert? Ist sie inzwischen zu einer Art Modewort avanciert, das für vieles gebraucht wird und in Wirklichkeit seinen eigentlichen Sinn und Auftrag in dieser ganzen Debatte längst verloren hat? Eine Phrase, die bei der Wahl zum Wort oder Unwort des Jahres vielleicht Chancen auf eine Auszeichnung haben wird. Eine nicht gerade rühmliche, wenn es denn so weit kommt. Ein weiteres „Versatzstück" des Politik-Sprechs, von dem vielfach nur leere Worthülsen bleiben?

LÖSUNG DURCH TECHNIK?

Doch das ist kein ästhetisches Problem. Wer von „hässlicher Sprache im Netz" spricht oder es so formuliert, wie der Züricher Tages-Anzeiger im vergangenen Jahr titelte, „Der Hass im Netz wird hässlicher", der verkennt das eigentliche Problem.

Die Politik müht sich seit Langem um feste Regeln für die Anbieter sozialer Netzwerke, sie ringt um Formulierungen und Gesetze und doch scheint die Debatte auf der Stelle zu treten. Wie soll es denn auch zu messen sein, das Hass-Potential eines Posts oder eines Kommentars? Soll ein Algorithmus darüber entscheiden dürfen, was wir lesen können und was nicht? Können nicht eigentlich ganz harmlose Wörter in einem bestimmten Kontext extrem beleidigend und diskriminierend sein?

Wollen wir ein weiteres Stück unseres eigenständigen Denkens aufgeben, unser Urteilsvermögen in die Hand von Maschinen legen? Wäre es nicht klüger, diese Entscheidungen selbst zu treffen, aktiv zu werden und vehement in die Diskussion einzusteigen? Raus aus der Ecke des stummen Beobachters, der den Internet-Sermon ohne Gegenwehr Tag für Tag verfolgt oder am Stammtisch stumm daneben sitzt, wenn Menschen aufgrund ihrer Herkunft oder Religion pauschal über einen Kamm geschert und abgewertet werden. Hier ist Argumentation gefragt, sachlich, respektvoll und doch entschieden.

Abgesehen davon: Was bringt es, Algorithmen das Netz filtern und Hasskommentare aussortieren zu lassen? Die Ansichten derjenigen, die solche Dinge hochladen, werden sich nicht so einfach löschen lassen. Gerettet wäre damit rein gar nichts. Das gelingt nur im persönlichen Dialog und genau diesem muss sich ein Jeder stellen.

Ich-Botschaften senden

Kommunikationsfehler verschulden oft Konflikte

Von Gisela Häfele

Landesvorsitzende der Katholischen Elternschaft Deutschlands und Dozentin für Kommunikations- und Konfliktmanagement

Stellen Sie sich folgende Situation vor: Ihr Gesprächspartner kommt eine halbe Stunde später als vereinbart zu Ihrem Gesprächstermin. Sie empfangen Ihr Gegenüber, demonstrativ auf die Uhr schauend, mit den Worten: „Na, wenn du jetzt auch schon da bist, dann können wir ja endlich beginnen!“ Die Reaktion? Ihr Gesprächspartner verteidigt sich wortreich und erklärt, dass er sonst ja nie zu spät komme. Oder er geht zum Gegenangriff über: „Bist du noch nie zu spät gekommen?“

Marshall B. Rosenberg nennt die obige Aussage eine „Du-Botschaft“. Der Ärger und die Unzufriedenheit, oder die Enttäuschung über das Zuspätkommen wird nicht direkt angesprochen sondern ironisch verpackt. Du-Botschaften enthalten oft Schlüsselwörter wie etwa: *„Immer, machst du …!“ oder „Nie tust du …!“ „Du solltest mal…!“ „Warum machst du nicht …?“* Gerade in Konfliktsituationen haben solche wertenden und verurteilenden Botschaften eine eskalierende Wirkung.

Rosenberg hat als Jugendlicher in Amerika selbst erlebt, wie Menschen verschiedener Hautfarbe in Konflikte geraten sind. Aus diesen Erlebnissen heraus hat er als klinischer Psychologe das Konzept der gewaltfreien Kommunikation entwickelt. Es beruht auf der Grundannahme, dass Menschen in vielen Bedürfnissen voneinander abhängig sind und dass jeder Mensch seine Bedürfnisse befriedigt bekommen möchte. Die Ursache für zwischenmenschliche Konflikte sieht Rosenberg darin, dass wir unsere Bedürfnisse falsch kommunizieren. Wir sprechen miteinander eben nicht über die Situation, sondern bewerten das Verhalten des anderen. Im obenstehenden Beispiel wird die Botschaft als Vorwurf, „ich bin unzuverlässig“ oder „ich bin schuld, dass er nichts anderes erledigen konnte!“ verstanden. Das weitere Gespräch wird unterschwellig von dieser Störung begleitet und wahrscheinlich unbefriedigend verlaufen.

In der gewaltfreien Kommunikation geht es darum, eine wertschätzende Beziehung aufzubauen. Gerade im Konfliktfall ist das eine schwierige Hürde. Oft scheitert es schon daran, dass wir dem Anderen gar nicht zuhören. Während das Gegenüber seine Sicht der Dinge darstellt, zimmern wir in Gedanken die Gegenargumentation. Ein Luftholen genügt um unser, „aber …“ in den Ring zu werfen.

Aktives Zuhören, von dem amerikanischen Psychologen Carl Rogers entwickelt, ist ein Werkzeug, das es ermöglicht auf den Gesprächspartner einzugehen, ihn in den Blick zu nehmen. Hier geht es nicht nur um das akustische Aufnehmen einer Botschaft. Vielmehr steht das inhaltliche Erfassen im Mittelpunkt. Schon die eigene Körperhaltung, beispielsweise Augenkontakt, sich dem Anderen zuwenden, Nicken zum Beispiel, zeigt, dass ich zuhöre. Oft ist es im Konfliktgespräch der Fall, dass jeder der beiden Gesprächspartner auf seiner eigenen Gedankenautobahn dahinrast – nur jeder in eine andere Richtung.

Aktives Zuhören ist zu erkennen, wenn der Empfänger Aussagen des Senders wiedergibt und zusammenfasst. Klärende und weiterführende Fragen beseitigen Unklarheiten. Der wichtigste Inhalt des Aktiven Zuhörens ist jedoch, „das zu hören, was der andere nicht sagt“. Bei jedem Konflikt sind unweigerlich Emotionen im Spiel. Die Gefühle des Partners zu erkennen und anzusprechen, ermöglicht es dem Gegenüber die eigenen Gefühle zu überprüfen. Zum Beispiel so: „Du hast dich geärgert, dass ich zu spät gekommen bin?“ „Nein, ich bin nicht verärgert, sondern enttäuscht.“

Pausen in Gesprächen sind oft schwer auszuhalten. Sie erzeugen Unsicherheit und Ratlosigkeit. Dabei sind Unterbrechungen wichtig, um Gedanken zu sortieren und damit ein Weiterführen des Gesprächs zu ermöglichen. Aktives Zuhören ist für mich nicht nur eine Methode der Gesprächsführung. Es ist eine Haltung, in der ich dem Anderen zeige, dass ich Interesse an seiner Sichtweise habe. Oft werde ich gefragt, ob sich durch das aktive Zuhören der Gesprächspartner nicht automatisch in seiner Sichtweise bestätigt fühlt. Es ist ein Türöffner, aber: Zuhören heißt nicht gutheißen.

Carl Rogers und Marshall B. Rosenberg haben in einer engen Zusammenarbeit Methoden entwickelt und weitergeführt. Mit seiner gewaltfreien Kommunikation war es Rosenberg wichtig, einem Gesprächspartner die eigene Sichtweise mitzuteilen, ohne ihn zu verletzen. Die Reaktion auf das oben genannte Beispiel habe ich beschrieben. Wie kann nun eine Botschaft ausgedrückt werden, ohne dem Anderen Vorwürfe zu machen oder ihm irgendetwas zu unterstellen. Zum Modell der gewaltfreien Kommunikation, der sogenannten „Ich-Botschaft“ gehören vier Schritte:

„Wenn …“ benennt eine Beobachtung, die sich auf konkretes Handeln bezieht. Dem anderen etwas mitzuteilen, ohne ihn zu bewerten. Auf unser obiges Beispiel bezogen: „Wenn du eine halbe Stunde später als vereinbart zu unserem Gespräch kommst“

„Fühle ich mich …“ beschreibt das Gefühl, das diese Handlung bei mir auslöst. Also: „ich bin enttäuscht“ oder „ärgert es mich“

„Möchte ich …“ ermöglicht es dem Sprecher eine Bitte für die Zukunft zu äußern. Diese Bitte sollte positiv formuliert und möglichst konkret sein. Eine genaue Formulierung erleichtert das Verstehen. In unserem Beispiel: „Ich bitte dich, bei unserem nächsten Treffen zur vereinbarten Zeit zu kommen.“

„Weil …“ erklärt, durch welche meiner Werte oder Bedürfnisse das Gefühl hervorgerufen wurde und warum ich dieses Gefühl habe. In unserem Beispiel könnte es lauten: „ich bin enttäuscht, weil mir Pünktlichkeit wichtig ist“, oder „ich bin enttäuscht, weil mir die Zeit für das Gespräch wichtig ist“

ILLUSTRATION: JULIEN EICHINGER / ADOBE STOCK

Das Besondere an der gewaltfreien Kommunikation ist, dass sie die Grundlage bildet für ein Konfliktmanagement in der direkten Auseinandersetzung von Mensch zu Mensch. Dies hat Rosenberg in seiner vielfältigen Arbeit ein- und umgesetzt, auch in Krisengebieten wie Palästina, Serbien und Ruanda.

Die wichtigste Kompetenz zur Konfliktlösung ist für Rosenberg die Stärkung des Einfühlungsvermögens. Empathiefähigkeit ist eine Grundlage für ein gelingendes Miteinander. Respektvolle Konfliktgespräche sind möglich, wenn wir die Fähigkeit haben, die Beobachtungen, Gefühle und Bedürfnisse und die Bitte unseres Gegenübers aufzunehmen. Rosenberg spricht von der Wolfs- und der Giraffensprache. Der Wolf als „Sprache der Macht“ und die Giraffe als „Sprache des Herzens“. Gewaltfreie Kommunikation ist ein Weg zu einem konstruktiven Miteinander. Probieren Sie es aus.

FOTO: ROBERT KIDERLE

Mehr wie Jesus sprechen

Stephanie von Luttitz

Von Stephanie von Luttitz

Kommunikationswissenschaftlerin und BDKJ-Diözesanvorsitzende in der Erzdiözese München und Freising

Wir alle sprechen zu einem gewissen Grad eine unterschiedliche Sprache und jedes Alter hat spezifische Kommunikationsformen. Ich erinnere mich an meine Großeltern, die sich stets in der dritten Person angesprochen haben. Ich fühle mich mit 31 noch relativ jung, verstehe aber trotzdem einige der Jugendwörter nicht. Da ist *Tweef*, der Streit über Twitter und *Googleschreiber*, jemand der die URL bei Google eingibt. Sprache ist dynamisch und verändert sich. Jede Generation findet ihre passende Umgangsform, um sich zu verstehen. Auch die Kirche benutzt – zu einem gewissen Grad – eine „eigene Sprache". Das ist zugleich ihre große Herausforderung: Kirche muss ihren christlichen Wesens- und Glaubenskern in den Mittelpunkt stellen und diesen so vermitteln, dass Jugendliche ihn verstehen.

Gerade in medial lauten und unruhigen Zeiten suchen Jugendliche verstärkt nach dem Sinn ihres Lebens. Sie sehnen sich nach Begleitern. Kirchliche Jugendverbände wollen solche Begleiter sein: Es bedeutet für uns Verantwortung. Das Wort Verantwortung suggeriert bereits, dass Antworten auf Fragen gegeben werden müssen. Kirche muss Auskunft zu den Fragen des Lebens geben. Die Schwierigkeit besteht darin, es jugendgerecht zu formulieren. Die hochintellektuelle Theologensprache ist hier nicht das richtige Mittel. Oft denke ich mir, dass mehr in der Sprache Jesu gesprochen werden müsste: er sprach von der Liebe, nannte Gott liebevoll seinen Abba (Papi), predigte von Verzeihung und prangerte die Schriftgelehrten an. Das wichtigste aber: Er sprach in Gleichnissen und, wenn man den aramäischen Jesus liest, in poetischer Form.

Wir sollten versuchen, mehr über (und mit) Jesus selbst zu reden. Oft höre ich, wie schwierig es sei, Spiritualität überhaupt zu vermitteln, da die persönliche Erfahrung mit dem Göttlichen schwer zu erklären sei. Die Schwäche liege darin, dass das Sakrale nicht ins Säkulare übersetzt werden könne. Jesus konnte es doch auch! Jeder kennt die Geschichte vom Barmherzigen Samariter. Sie sagt alles – ohne große theologische Diskussion. Liebt einander und seid barmherzig!

Wenn wir weg kommen von einer starren theologischen Sprache, hin zur einfachen gleichnishaften Sprache Jesu, verstehen uns Kinder und Jugendliche, davon bin ich überzeugt. Genau das erlebe ich in der täglichen Jugendarbeit. Diese Erkenntnis wäre eine Chance für eine gegenseitige Annäherung und somit eine neue „ursprüngliche" Sprache.

Nutzen wir die Chance der Revitalisierung und Handeln dementsprechend. Die Sprache ist das eine – aber nur durch Taten wird Glaube lebendig. Lasst uns durch unser Handeln die frohe Botschaft von Jesus Christus vermitteln und nach außen tragen – das ist am Einfachsten.

Wer ist eigentlich radikal?

Dialogtag der KJS beschäftigt sich mit der (De)Radikalisierung Jugendlicher

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

Beim Begriff Radikalisierung, denken die meisten wohl fast automatisch an Islamisten, die Terroranschläge in Paris, Nizza, Berlin und Ochsenfurt. Dass dieser Gedanke zu kurz greift, machte Christian Lüders vom Deutschen Jugendinstitut beim diesjährigen Dialogtag der Katholischen Jugendsozialarbeit (KJS) Bayern deutlich. Umweltaktivisten, die sich an Bahngleise ketten oder die Jugendliche, die um jeden Preis fünf Igel im Wohnzimmer überwintern möchte – auch das sind Formen von Radikalismus. Und: Grenzen ausloten, die Suche nach Sinn und Orientierung im Leben, nach Zugehörigkeit und der eigenen Identität, sind laut Lüders jugendtypische Phänomene, Radikalisierungsprozesse im Jugendalter damit normal.

Das Thema brennt dennoch unter den Nägeln. Axel Möller, Vorsitzender der KJS Bayern, konnte in Augsburg einen neuen Teilnehmerrekord vermelden.

Radikalisierungsprozesse verlaufen individuell. Christian Lüders machte deutlich, dass nicht nur die „Abgehängten" in der Gesellschaft gefährdet seien. Vielmehr sei es eine Frage nach „Gelegenheiten". Zudem spiele das soziale Umfeld eine Rolle. Viele radikalisierte Jugendliche hätten demnach Entfremdung, Ausgrenzung und Diskriminierung erfahren und seien in Familien mit traditionellen Rollenbildern groß geworden, in denen keine Antworten auf die drängenden Fragen der Jugendlichen gegeben wurden. Lüders sprach hier von „kalten Vätern". Salafistische Prediger beispielsweise nutzen genau das aus. Sie geben den Jugendlichen scheinbar einfache Antworten und ersetzen in charismatischer Weise die Vaterfigur. Wer Antworten nicht zuhause findet, der suche sich seine Informationen heute im Internet. Salafisten und andere radikale Gruppen haben so leichtes Spiel.

FOTOS: TOBIAS UTTERS

Christian Lüders gab einen Überblick über den Forschungsstand zu Entstehungsprozessen, Erscheinungsformen und Auswirkungen zur Radikalisierung von Jugendlichen.

Das Logo zum 10. Dialogtag der Jugendsozialarbeit Bayern.

Rege Diskussion in Kleingruppen: Nach den Impulsreferaten konnten sich die Teilnehmer des Dialogtags austauschen.

Das bestätigte Verena Raatz vom „Violence Prevention Network" (VPN) aus ihrer praktischen Erfahrung. Das VPN arbeitet mit Jugendlichen, die bereits radikalisiert sind und versucht deren Leben wieder in gerade Bahnen zu lenken. Längst hätten nicht alle Jugendlichen, die das VPN betreut, Migrationshintergrund. Raatz berichtete von einer 14-jährigen deutschen Jugendlichen, die nach Syrien ausreisen wollte. Ihre Mutter hatte sich hilfesuchend an das VPN gewandt, nachdem die Situation an Weihnachten eskaliert war. Die Tochter habe nicht mehr „mit Ungläubigen" feiern wollen, wollte plötzlich Kopftuch tragen und, wie sich später herausstellte, war sie bereits aus der Kirche ausgetreten.

Mit den Jugendlichen seien lange Gespräche nötig, um ihr Vertrauen zu gewinnen und eine Beziehung aufzubauen. Das Wichtigste sei, dass der Jugendliche sich ernstgenommen fühlt, dass man ihm zuhört und, dass man seine Fragen beantwortet, sagt Verena Raatz. In vielen Gesprächen werde dann schnell deutlich, dass religiöse Fragen gar nicht so sehr im Vordergrund stehen.

An das VPN wenden sich besorgte Eltern, Lehrer oder Mitschüler, wenn sie den Verdacht haben, dass mit einem Jugendlichen etwas nicht stimmt. Da Radikalisierungen nicht nach einem bestimmten Muster ablaufen, sei es schwer allgemeingültige Erkennungsmerkmale zu nennen. Ein häufiges Indiz sei jedoch: Der Jugendliche zieht sich stark zurück, bricht den Kontakt zu bisherigen Freunden ab. Eine Deradikalisierung kann Jahre dauern, so Raatz. Auch mit dem damals 14-jährigen Mädchen arbeiten sie und ihre Kollegen noch heute. Ausreisegefährdet sei sie inzwischen nicht mehr.

FOTO: HENRYART / ADOBE STOCK

Bis zur Erfindung des Buchdrucks wurden Texte per Hand abgeschrieben. Die Arbeit machten zumeist Mönche in Klöstern. Die Handschriften waren oft aufwendig verziert und mit Bildern ausgeschmückt.

Zeit für Veränderungen

Um das Jahr 1450 erfindet Johannes Gutenberg ein neues Druckverfahren. Die Bibel in der Übersetzung Martin Luthers wird der erste Buch-Bestseller der Geschichte und Martin Luther einer der Wegbereiter der modernen deutschen Sprache.

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

An der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit steht eine Zeit des Aufbruchs und des Entdeckergeists. In vielen Bereichen der Wissenschaft werden neue, aus heutiger Sicht bahnbrechende, Erfindungen gemacht. Aber auch die Lebenswelten der Menschen verändern sich durch neue Errungenschaften. Martin Behaim entwirft den ersten Globus, Kopernikus das heliozentrische Weltbild, Peter Henlein die Taschenuhr. Es ist die Zeit Leonardo da Vincis, die Zeit, in der Christoph Kolumbus, Vasco da Gama und Ferdinand Magellan die Ozeane befahren und bis dahin unbekannte Welten entdecken. In dieser Zeit lebt Martin Luther. Der spürbare Wind des Wandels prägt auch den Reformator. Aber, die Reformbewegung innerhalb der Kirche wäre anders verlaufen, hätte es nicht eine ganz entscheidende Neuerung gegeben: Den Buchdruck.

Im Mittelalter waren Bücher etwas ausgesprochen Wertvolles. Sie waren teuer, ihre Herstellung war aufwendig. In stundenlanger Arbeit haben Mönche die Texte von Hand abgeschrieben und sie mit schmuckvollen Lettern und Bildern verziert. Das dauerte lange, Fehler beim Abschreiben kamen häufig vor. Jedes fertige Buch war damit aber auch ein Unikat. Im Spätmittelalter entstanden Schulen und Universitäten. Die Nachfrage an Büchern stieg. Weil die schreibkundigen Mönche den Bedarf alleine nicht mehr bewerkstelligen konnten, entstanden erstmals auch weltliche Schreibstuben. Aber noch immer waren Bücher etwas, das einer gebildeten und wohlhabenden Elite vorbehalten war. Lesen konnte sie das gemeine Volk ohnehin nicht, zumal sie in lateinischer Sprache verfasst waren.

> **Die hohen Wohltaten der Buchdruckerei sind mit Worten nicht auszusprechen. Durch sie wird die Heilige Schrift in allen Zungen und Sprachen eröffnet und ausgebreitet.**
>
> *Martin Luther*

Martin Luther hatte eine Vision. Er wollte, dass alle Menschen, vom einfachen Bauern bis zum Adeligen, die Bibel selbst lesen und verstehen konnten. Dazu brauchte es zwei Dinge: Eine verständliche Übersetzung in die Volkssprache und genügend Bibeln, um das Wort Gottes direkt zu den Menschen bringen zu können.

LUTHERS BIBELÜBERSETZUNG

Um das Jahr 1500 gab es bereits erste Bibelübersetzungen in der Volkssprache. Sie alle basierten auf der „Vulgata“, der spätantiken lateinischen Bibelfassung. Beim Volk kamen sie nicht sonderlich gut an. Martin Luther wählt einen anderen Weg. Er schafft eine ganz neue Bibelübersetzung, die vor allem auf dem griechischen und hebräischen Urtext beruht. Hilfe bei seiner Übersetzungsarbeit erhält er von seinem Freund Philipp Melanchthon, ebenfalls ein bedeutender Reformator. Luther geht akribisch genau bei seiner Übersetzung zu Werk. Anders als seine Vorgänger übersetzt er nicht Wort für Wort, sondern freier. Er will „dem Volk aufs Maul schauen“, will, dass seine Übersetzung verstanden

wird und orientiert sich deswegen an der Alltagssprache der Menschen seiner Zeit. Er übersetzt nach dem Prinzip: „Man muss nicht die Buchstaben in lateinischer Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muss die Mutter im Hause, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und danach dolmetschen, so verstehen sie es dann."

Seine Wortwahl und pragmatische Ausdrucksweise spiegeln das wider. Luther und seiner Bibelübersetzung verdanken wir Begriffe wie „Denkzettel", „Feuereifer", „Herzenslust" oder „Nächstenliebe", aber auch Sprachbilder wie „ein Dorn im Auge", „seine Hände in Unschuld waschen" oder „Hochmut kommt vor dem Fall".

In einer Rekordzeit von nur elf Wochen übersetzt Martin Luther das Neue Testament auf der Wartburg. Es wurde 1522 unter der Bezeichnung „Septembertestament" veröffentlicht. Bereits im Dezember desselben Jahres waren die 3.000 Exemplare der ersten Auflage vergriffen. Ein Buch kostete damals anderthalb Gulden. Das war deutlich günstiger als die handgeschriebenen Versionen, aber immer noch viel Geld: anderthalb Gulden kostete etwa auch ein ganzes Kalb. Für die Übersetzung des Alten Testaments braucht Luther deutlich länger. Erst zwölf Jahre später, 1534, ist sie fertig.

DIE REFORMATION ALS MEDIENEREIGNIS

Bis zu Martin Luthers Tod im Jahr 1546 wurden mehr als 100.000 Gesamtausgaben seiner Bibelübersetzung verkauft. Die neue Sprache alleine hätte jedoch nicht ausgereicht. Dass seine Bibelübersetzung zum ersten Buch-Bestseller der Geschichte wurde, hat Martin Luther ganz entscheidend einem Mann zu verdanken: Johannes Gutenberg.

Dieser Johannes Gutenberg wird landläufig gerne mit der Erfindung des Buchdrucks gleichgesetzt. Genaugenommen ist das nicht richtig. Den Buchdruck als solchen gab es bereits, als Johannes Gutenberg um 1450 mit einer neuen, einfacheren Methode experimentierte. Er erfand nicht den Buchdruck selbst, sondern nur ein neues Druckverfahren mit beweglichen Lettern. Dabei werden kleine, einzelne Metallbuchstaben in Zeilen aneinandergereiht und so zu einer Druckvorlage zusammengesetzt. Mit dieser Idee revolutionierte Gutenberg den Buchdruck. So war es möglich, schnell und vor allem kostengünstiger als zuvor, auch umfangreiche Schriftwerke in größerer Stückzahl zu drucken. Die Bibel wurde das erste in so hoher Auflage gedruckte Buch der Welt – und ist bis heute eines der meistverkauften Bücher auf dem Globus geblieben.

„Die hohen Wohltaten der Buchdruckerei sind mit Worten nicht auszusprechen. Durch sie wird die Heilige Schrift in allen Zungen und Sprachen eröffnet und ausgebreitet, durch sie werden alle Künste und Wissenschaften erhalten, gemehrt und auf unsere Nachkommen fortgepflanzt", schreibt Martin Luther in seinen Tischreden. Er hat den Wert und die Bedeutung der Erfindung Gutenbergs für seine eigene Vision erkannt.

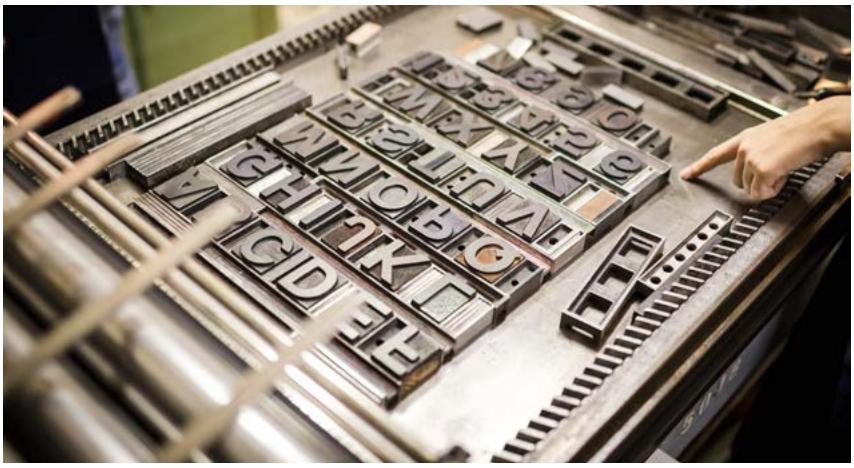


FOTO: SIMONEKESH / ADOBE STOCK

Johannes Gutenberg erfand nicht den Buchdruck per se, sondern nur ein neues Druckverfahren. Der Druck mit beweglichen Lettern machte es möglich, schnell und kostengünstig auch umfangreiche Schriftwerke zu drucken.

FOTO: JUULIJS / ADOBE STOCK

Die Bilder, die man von Johannes Gutenberg heute noch kennt, sind reine Phantasie. Sie alle entstanden lange nach dessen Tod. Ein zeitgenössisches, authentisches Porträt ist nicht überliefert.

Man schätzt die Gesamtauflage von Luthers hochdeutscher Bibelausgabe auf etwa eine halbe Million Exemplare. Das ist fast ein Drittel der deutschsprachigen Buchproduktion in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Damit hatte Luther ungeplant noch etwas erreicht: Die „Luther-Bibel" hatte eine sehr große räumliche Verbreitung. Immer mehr Autoren orientierten sich daraufhin an seiner Sprache, dem sogenannten „Luther-Deutsch" und verwendeten es in ihren eigenen Schriften. Allmählich bildete sich eine einheitliche deutsche Schriftsprache heraus. Martin Luther war also auch einer der Wegbereiter der modernen deutschen Sprache.

NACHWIRKUNGEN

„Kein Reich, keine Religion, kein Stern hatten größeren Einfluss auf die menschlichen Angelegenheiten als Buchdruck, Schießpulver und Kompass", schreibt Francis Bacon im Jahr 1620 in seinem *Novum Organum*. Die tatsächliche Bedeutung des Buchdrucks für den Lauf der Geschichte wurde in der Folge immer wieder – teils sehr kontrovers – diskutiert. Fakt ist jedoch: Der Buchdruck ermöglichte eine exakte Reproduktion von Wissen in einem nie zuvor gekannten Ausmaß und trug damit auch zur Alphabetisierung der Bevölkerung bei. Wissen wurde allgemein zugänglich, Bildung war plötzlich etwas, das für nahezu jedermann zugänglich erschien. Und es begann mit der Bibel.

Dem Schmerz einen Ort geben

In der Offenen Kirche St. Klara in Nürnberg gibt es eine Trauerwand

Von Jürgen Kaufmann

Pastoralreferent an der Offenen Kirche St. Klara in Nürnberg

Eine Wand für „Trauer und Klage" ist fester Bestandteil der Nürnberger Klara-Kirche. Sie befindet sich rechts neben dem Chorraum und ist Teil eines Ensembles, zu dem der Altarblock in der Mitte des Chorraums sowie die Wand mit dem Tabernakel links davon gehören. Unterschiedlich große Löcher durchbohren die glatte, graue Wand, hinter der auf einer ähnlich grauen Stele ein kunstvoller Marien-Holzaltar aus dem 16. Jahrhundert hängt. Diese Löcher sind die meiste Zeit über mit verschiedenfarbigen Papier-Röllchen gefüllt. Sie ragen zum Teil aus dieser Wand heraus. Auf einer Einbuchtung in der Mitte der Trauerwand liegen entsprechende Zettel sowie ein Stift bereit: Besucher der Kirche können diese Zettel beschriften und zusammengerollt in die Trauerwand stecken.

Solch eine fest installierte Trauerwand dürfte nicht allzu häufig in einer Kirche vorkommen. Sie steht seit dem Jahr 2007 in St. Klara – ein Resultat der Generalsanierung der Kirche. Diese feste Trauerwand ist auch ein Beispiel dafür, wie die pastorale Arbeit Einfluss auf die Gestaltung eines Kirchenraumes nehmen kann. Wie aber kam es dazu?

Die Nürnberger Klara-Kirche ist seit 1996 Sitz der katholischen Cityseelsorge. Seit dieser Zeit nennt sie sich auch „Offene Kirche". Das hat mehrere Gründe: Zum einen ist St. Klara keiner Gemeinde zugeordnet. Das bedeutet, dass sie von den typischen Gemeindestrukturen mit all ihren Gremien, aber auch den entsprechenden Aufgaben befreit ist. Zum anderen ist sie von der Grundausrichtung her zwar katholisch: Die Erzdiözese Bamberg trägt diese Einrichtung, der Jesuitenorden hat einen Pater für die Cityseelsorge abgestellt, der gemeinsam mit einem Pastoralreferenten inhaltlich und organisatorisch zuständig ist; dennoch richtet sich das Angebot von St. Klara ganz bewusst nicht nur an katholische Christen. Es ist von der Art her so offen gestaltet, dass es alle Menschen ansprechen soll, die einen spirituellen Raum suchen oder sich in Lebenszweifeln und Bruch-Situationen nach Hilfe sehnen.

DIE ANFÄNGE DER TRAUERARBEIT IN ST. KLARA

Einen nicht geringen Teil des Angebots und des Profils von St. Klara macht die Trauer-Seelsorge aus. Begonnen hat dabei alles mit einer sehr

Der graue Stein ist dezent, auch der Blumenschmuck eher zurückhaltend. Für Farbtupfer sorgen die bunten Zettelchen, die von Besuchern in die Trauerwand gesteckt werden.

offenen, niederschwellig gestalteten, allgemeinen Trauerandacht an jedem letzten Freitag im Monat. Eine Ausnahme ist der Dezember: Da findet diese Trauerandacht einen Tag vor Heiligabend statt. Das war vor etwa zwölf Jahren. Nach längerer Überlegung ist die Idee für eine Trauerwand aufgekommen, die im Zentrum solch einer Andacht stehen sollte: Irgendein ritueller Vorgang sollte den trauernden Menschen geboten werden, in dem sie etwas „los werden" konnten. Die Überlegung, stattdessen ein Buch hinzulegen, in das etwas eingetragen werden konnte, war kurzzeitig auch vorhanden. Allerdings missfiel der Gedanke, dass Unbeteiligte dies alles hätten lesen können.

Um diese „Ur-Trauerwand" zu erstellen, mussten zahlreiche Backsteine aus einem Baumarkt angekarrt werden. Die Wand stand dann zunächst links vorne neben dem Chorraum. In ihrer Grobschlächtigkeit und Brüchigkeit passte sie durchaus zu der alten Klara-Kirche vor der Renovierung, in der an manchen Stellen bereits gehörig der Putz von der Wand bröckelte.

Die Trauerandachten standen allesamt unter einem bestimmten Thema. Sie waren inhaltlich und stilistisch geprägt durch kurze, meditative Gedanken, ruhige Gitarren-, Piano- oder Flötenmusik und eben jenem Ritual, in dessen Mittelpunkt die Trauerwand stand: Die Anwesenden wurden eingeladen, in einer stillen Phase über das nachzusinnen, was ihnen gerade besonders auf dem Herzen lastete. Auf einem Blatt Papier, das gemeinsam mit einem Stift vor ihnen am Platz lag, konnten sie ihre Gedanken festhalten, ebenso natürlich, wenn sie wollten, den Namen des betroffenen Menschen und einen Satz dazu. Danach wurden die Trauernden eingeladen, nach vorne zu kommen und das beschriftete Papier in die Trauerwand zu stecken sowie eine Kerze, die sie vorne neben der Wand erhielten, anzuzünden und auf die Trauerwand zu stellen. Ruhige Hintergrundmusik begleitete diesen Gang zur Trauerwand.

Dieser ganze Vorgang hatte etwas Sakramentales an sich. Man konnte es den Betroffenen regelrecht ansehen, wie wichtig es ihnen war, ihre Gedanken oder Worte an den verstorbenen Menschen abzulegen und mit einer Kerze zu beleuchten.

GEDANKEN GEHEN IM OSTERFEUER AUF

Zur Einladung an die Trauerwand gehörte übrigens immer auch der Hinweis, was denn mit den Zetteln geschieht, wenn die Wand einmal gefüllt sein sollte: Diese beschrifteten Zettel werden gesammelt und dann, einmal im Jahr, dem Osterfeuer übergeben. Für die Anwesenden war diese Information enorm wichtig, wie zahlreiche Reaktionen belegten.

Im Laufe der Zeit kamen weitere Trauerandachten dazu: Aufgrund der Anfrage zweier Hebammen entschieden wir uns nur ein knappes Jahr später, eine Andacht für früh verwaiste Eltern anzubieten. Die Hebammen hatten betont, dass ein nicht geringer Teil jener Kinder, die sie mit auf die Welt bringen, kurz vor oder nach der Geburt sterben. Wir nannten diese Andacht „Herzenskinder-Andacht" und veranstalteten sie an jedem ersten Donnerstag eines geraden Monats. Einige Jahre später strichen wir das „früh" im Titel und richteten die Herzenskinder-Andacht an alle verwaisten Eltern. Eine zwei- bis dreimal pro Jahr stattfindende Andacht für Hinterbliebene nach Suizid („Du bist gegangen"), gemeinsam veranstaltet mit der Selbsthilfegruppe AGUS, ergänzte unser Trauerangebot weiter. Hinzu kamen dann noch Andachten für andere Zielgruppen: Gedenkfeiern für verstorbene Drogenkonsumenten sowie für Menschen, die einsam und vergessen oder auf der Straße sterben – jeweils einmal im Jahr. Bei all diesen Feierformen stand natürlich das Kerzen- und Zettel-Ritual an der Trauerwand im Mittelpunkt.

Vorläufiger Endpunkt der Angebotspalette ist zweimal im Jahr eine „Nacht der Trauer": einmal in der Fastenzeit, ein anderes Mal im November um Allerheiligen herum. An diesen Nächten ist auch das Trauerinstitut der Nürnberger Hospizakademie beteiligt und eingebunden.

Nachdem die Klara-Kirche 2006 wegen des Umbaus und der Sanierung geschlossen wurde, stellte sich die Frage, ob in der völlig neuen Kirche eine alte Backstein-Trauerwand wieder ihren Platz finden könnte. Dies wurde rasch verworfen. Und so wurde eine dem neuen Kirchenraum angepasste Wand entworfen und gestaltet.

Und natürlich: Diese Trauerwand steht den trauernden Menschen nicht nur während all der genannten Feiern zur Verfügung, sondern auch zu allen anderen Zeiten des Tages. Und hier nun kommt ein dritter Grund hinzu, weswegen St. Klara sich „Offene Kirche" nennt: Die Kirche ist von morgens um 8 bis nachts um 21 Uhr geöffnet. Viele Passanten nutzen diese lange Zeit, um einfach mal für ein paar Augenblicke in der stillen Kirche zu verweilen. Darunter eben auch eine ganze Menge an Menschen, die bewusst vor der Trauerwand sitzen, einen Zettel beschriften und anschließend in die Trauerwand stecken. Und manchmal zünden sie auch noch eine Kerze an, die sie im Vorraum der Kirche gefunden haben.

FOTOS: JÜRGEN KAUFMANN

Unterschiedlich groß sind die Löcher in der Trauerwand in St. Klara. Zettel und Stift liegen bereit. Besucher können ihre Gedanken aufschreiben, zusammenrollen und in die Trauerwand stecken. Dahinter, der kunstvolle Marien-Holzaltar aus dem 16. Jahrhundert.

FOTO: PRIVAT

Brigitte Tarras

Berufsausbildung zahlt sich aus

Der Berufsverband für Angestellte und Selbstständige in der Hauswirtschaft (bkh) hat einen neuen Lehrgang entwickelt. Erstmalig wird der Unterricht hier in Module unterteilt, die sowohl als Gesamtpaket, wie auch einzeln belegt werden können. Der berufsbegleitende Kurs findet in Plattling an der Berufsschule St. Erhard statt und kann mit der Prüfung zum anerkannten Ausbildungsberuf Hauswirtschafter/in abgeschlossen werden. Der Lehrgang vermittelt Kenntnisse und Fertigkeiten für die hauswirtschaftliche Versorgung und Betreuung, sowohl im Privathaushalt als auch in sozialen Einrichtungen und Großhaushalten. Der Kurs umfasst 270 Unterrichtsstunden, verteilt auf zehn Monate. Unterrichtet wird samstags. Der Kurs ist modular in sechs Einheiten gegliedert: Wohn- und Funktionsbereiche, Textilien, Ernährung, Häusliche Krankenpflege, Hauswirtschaftliche Betreuung und Hilfeleistungen bei Alltagsverrichtungen und betriebswirtschaftliche Grundlagen. (pm)

✻ Weitere Informationen zum Kurszeitraum, den Zulassungsvoraussetzungen und Kontaktdaten der Lehrgangsleiterin Brigitte Tarras finden Sie unter www.gemeinde-creativ.de.

FOTO: D. JÄCKEL/PRESSESTELLE BISTUM AUGSBURG

Hildegard Schütz

Ermunterung zum Engagement

Viele motivierende Gedanken, interessante anregende Gespräche und zahlreiche praktische Hilfen und Tipps – diese Punkte standen beim „Tag der Pfarrgemeinderäte“ in Augsburg im Mittelpunkt. Nach einleitenden Referaten und einer einstimmenden Clownsnummer kamen Podiumsteilnehmer und Plenum ins Gespräch über die Arbeit der Pfarrgemeinderäte. Die Vorsitzende des Diözesanrates der Katholiken im Bistum Augsburg, Hildegard Schütz, verwies auf das Priestertum aller Gläubigen: „Wir sind alle von Gott berufene Mitglieder des Volkes Gottes. Als Getaufte und Gefirmte sind wir mitverantwortlich für die Sendung der Kirche“, sagte sie. Die Verantwortlichkeit der Laien, speziell für den Weltauftrag der Kirche, so Schütz, ermächtige sie umgekehrt, gerade als Pfarrgemeinderäte „das konkrete Leben mit allen Facetten in die Kirche“ einzubringen. Und dies mit demokratischer Legitimation durch die Pfarrgemeinderatswahlen. Und der Tutzinger Pfarrer Peter Brummer resümierte nach fast 35-jähriger Dienstzeit: „Ohne Pfarrgemeinderäte geht nichts.“ Gerade in Krisenzeiten gelte es, nicht abzutauchen, unabhängig von der Gestalt des jeweiligen Pfarrers oder Bischofs. Auch die Diözesanratsvorsitzende wies darauf hin, dass Seelsorger kommen und gehen, aber die Laien Jahrzehnte, wenn nicht sogar ein Leben lang, in ihrer Pfarrei blieben. (pm)

FOTO: DIÖZESANRAT MÜNCHEN UND FREISING

Hans Tremmel

Ein Kirchentag für Europa?

Beim Jahresempfang der Erzdiözese München und Freising hat Hans Tremmel, Vorsitzender des Diözesanrats der Katholiken der Erzdiözese München und Freising, einen Europäischen Kirchentag für das Jahr 2027 gefordert und München als Veranstaltungsort ins Spiel gebracht. Die Stadt „böte sich besonders gut an, ein Signal des Friedens, der Versöhnung und der Vernunft auszusenden. Unsere Klöster und Kirchen wären offen für die Gläubigen aller Konfessionen, außerdem für die Neugierigen und die Sinnsucher“, sagte er. Auch andere Religionen sollten eingeladen werden, so wäre es denkbar, dass im Jüdischen Zentrum am Jakobsplatz „Veranstaltungen stattfinden, die zeigen, dass jüdisches Leben mitten in dieser Stadt, mitten in Deutschland und in der Mitte Europas wieder seinen ihm gebührenden Platz einnimmt“. Tremmel drückte außerdem seine Hoffnung auf ein muslimisches Gemeindezentrum aus, „das einen Islam verkörpert, der nicht nur kompatibel ist mit unserem freiheitlich demokratischen Rechtsstaat, sondern diesen geradezu selbstverständlich in die muslimische Community trägt“. Christen seien „gerade auch in einer zunehmend säkularen Gesellschaft unverzichtbar“. Der Vorsitzende ist sicher: Christen werden gebraucht, „im privaten Umfeld, aber eben auch im öffentlichen Raum als glaubwürdige Zeugen einer wirklich sinnstiftenden Botschaft“. (jag)

Kein Platz für Antisemitismus

Landeskomitee unterstützt Vorschlag des Zentralratspräsidenten Josef Schuster

Der Vorsitzende des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Joachim Unterländer, fordert, den Kampf gegen Antisemitismus bei der Integration stärker zu berücksichtigen. Joachim Unterländer unterstützt den Vorschlag des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, „den Besuch von KZ-Gedenkstätten und jüdischen Museen zum wesentlichen Bestandteil von Integrationskursen beziehungsweise Bildungsmaßnahmen zu machen". Das hat er nun in einem Brief an den Bayerischen Staatsminister für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Ludwig Spaenle, sowie an die Präsidentin des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge, Jutta Cordt, deutlich gemacht.

FOTO: KNA

„Arbeit macht frei" steht über dem Eisentor in der KZ-Gedenkstätte Dachau. Joachim Unterländer und Josef Schuster haben sich dafür ausgesprochen, dass ein Besuch in Gedenkstätten und jüdischen Museen fester Bestandteil der Integrationskurse werden soll.

Laut Unterländer wird „die Integration von Flüchtlingen und Asylbewerbern mit Bleibeperspektive einen längeren Zeitraum in Anspruch nehmen". Erforderlich dazu seien Integrationskurse genauso wie vielfältige Maßnahmen in den Schulen und Bildungseinrichtungen. „Neben der starken Berücksichtigung der Fragen der Gleichberechtigung von Mann und Frau, der Toleranz gegenüber und des Respekts vor Andersdenkenden ist auch eine wirksame Bekämpfung von antisemitischen Denkweisen, die in vielen Herkunftsländern von Flüchtlingen propagiert werden, eine dringend gebotene Maßnahme", schreibt der Landeskomitee-Vorsitzende.

Unterländer verweist darauf, dass sich Präsidium und Geschäftsführender Ausschuss des höchsten Gremiums der katholischen Laien in Bayern einstimmig dafür ausgesprochen haben, den Vorschlag des Zentralratspräsidenten Schuster zu unterstützen. Es sei „aufgrund der Erfahrungen immer wieder notwendig, die inhaltlichen Strukturen und Angebote" der Integrationsprojekte weiterzuentwickeln und besonders auch den Aspekt einer wirksamen Bekämpfung von Antisemitismus „im Sinn einer gelingenden Integration stärker zu beachten". (ck)

LANDESKOMITEE KRITISIERT „EHE FÜR ALLE"

Der Vorsitzende des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Joachim Unterländer, hat in einer Stellungnahme eine fundierte Auseinandersetzung mit dem Begriff der Ehe gefordert. Die Diskussionen um die sogenannte Ehe für alle „lassen über weite Strecken die nötige Ernsthaftigkeit vermissen, die eine solche Debatte erfordert", so Joachim Unterländer. Prinzipiell trete das Landeskomitee dafür ein, „dass gleichgeschlechtliche Paare in der Gesellschaft und in unserer Kirche akzeptiert werden. Jede Diskriminierung wäre fehl am Platz und unvereinbar mit dem biblisch-christlichen Bild vom Menschen, wonach jeder Mensch Ebenbild Gottes ist", bekräftigte der Vorsitzende.

Der Respekt vor den persönlichen Entscheidungen der betroffenen Menschen bedeute jedoch nicht, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften in ihrem Wesen und in ihrer Begrifflichkeit der Ehe von Mann und Frau gleichzustellen wären. Die Ehe sei theologisch-kirchlich gesehen, aber auch vor dem verfassungsrechtlichen Hintergrund (Grundgesetz Artikel 6) die Verbindung von Mann und Frau, heißt es in einer Stellungnahme des obersten bayerischen Laiengremiums. „Die Ehe von Mann und Frau versinnbildlicht eine besondere Dynamik des Lebens, die danach strebt, selbst wieder Leben zu schaffen. Beide, Mann und Frau, finden in der liebevollen Beziehung zueinander und beiden soll ein geschützter Raum eröffnet werden, in dem sie diese Liebe erfahren können", erklärt Unterländer weiter. Das Landeskomitee fordert alle Beteiligten dazu auf, „gewissenhaft darauf zu achten, alle Argumente zu sammeln und zu würdigen. Dafür braucht es Zeit." (alx/ck)

GRAFIK: TAESMILELAND / ADOBE STOCK

FOTO: PDE-FOTO/ANITA HIRSCHBECK

Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Christian Gärtner (51 Jahre) engagiert sich seit 1981 in verschiedenen Gremien für die katholische Kirche. Seit 2006 ist er Vorsitzender des Diözesanrats der Katholiken im Bistum Eichstätt. Ihm liegt besonders am Herzen, dass Menschen Heimat im Glauben finden können.

Warum engagieren Sie sich ehrenamtlich?
Weil es Spaß macht, und ich in all den Jahren und bis heute immer das Gefühl hatte, dass ich durch mein Engagement wenigstens ein paar konkrete Beiträge zum Aufbau des Reiches Gottes liefern kann. Außerdem werde ich durch die Erfahrungen gemeinschaftlichen Engagements, vor allem in vielen Begegnungen mit den unterschiedlichsten interessanten Menschen, so reich beschenkt, dass ich auch für mich persönlich dadurch viel mehr zurückbekomme als ich an Zeit und Kraft dafür aufwende.

Wie sind Sie zum freiwilligen Engagement gekommen?
Dadurch, dass ich schon in meiner Jugendzeit die meisten meiner Freunde in der Pfarrgemeinde gefunden habe. Abgesehen davon, dass ich nie Ministrant war, habe ich mich deshalb schon als Jugendlicher in der Pfarrei engagiert, irgendwann als Pfarrjugendleiter, später als Dekanatsvorsitzender und ehrenamtlicher Diözesanvorsitzender des BDKJ. Nachdem ich dann für die Jugendarbeit zu alt geworden bin, wurde ich erst Pfarrgemeinderatsvorsitzender und als Dekanatsratsvorsitzender auch Mitglied im Diözesanrat Eichstätt. Als dessen Vorsitzender bin ich seit elf Jahren sozusagen „von Amts wegen“ auch Mitglied im Landeskomitee der Katholiken in Bayern.

Was beschäftigt Sie im Moment?
Wie es gelingen kann, dass bei all den Strukturreformen und Neuordnungen der Seelsorge in unseren Bistümern das Gefühl der Beheimatung in der Pfarrgemeinde vor Ort nicht verloren geht. Das Gefühl in der Kirche auch „daheim sein“ zu können, ist auch heute noch für viele Menschen in Bayern sehr wichtig. Ich hoffe, dass es nicht auf dem Altar einer reinen „Pastoralverwaltungseffizienz“ geopfert wird.

Was wollen Sie bewegen?
Ich will die Kirche stärken, damit das Wesentliche ihrer Botschaft vom Reich Gottes wirksam bleibt: Die Botschaft von der gott-ebenbildlichen Würde eines jeden Menschen und der Verheißung eines menschenwürdigen, erlösten Lebens in Frieden und Freiheit für alle Menschen. Wir sollten nicht all die Probleme in den Mittelpunkt stellen, die ein jahrhundertelang gewachsener „real existierender“ Katholizismus mit sich bringt, und die noch mehr dazu führen, dass die Menschen in unserer Gesellschaft meinen, sich für eine gerechtere Welt besser ohne, außerhalb oder gar gegen die Gemeinschaft der Glaubenden einsetzen zu können.

Kirchliches Engagement hat Zukunft, weil…
… die Botschaft Jesu Christi zeitlos gültig ist und der Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung leichter fällt auf der Basis einer Gemeinschaft und der Gewissheit, dass wir zwar alles in unserer Kraft Stehende tun müssen, um in unserer Welt die Lebensbedingungen für alle Menschen zu verbessern, dass wir aber diese Welt nicht selbst erlösen müssen, weil Gott das schon längst getan hat.

Impressum

ALLE MITARBEITER dieses Heftes erreichen Sie über die Redaktion. Gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinungen der Redaktion wieder. Für alle Überschriften ist die Redaktion, nicht der Verfasser verantwortlich. Abdruck ist nach Rücksprache mit der Redaktion möglich. Bei allen männlichen Angaben von Personengruppen sind selbstverständlich auch die Frauen mitgemeint.

Herausgeber und Verleger:
Landeskomitee der Katholiken in Bayern.
Kuratorium:
Wolfgang Beier, Passau;
Karl-Peter Büttner, Würzburg;
Christian Gärtner, Eichstätt;
Dr. Günter Heß, Bamberg;
Hildegard Schütz, Augsburg;
Edmund Speiseder, Regensburg;
Prof. Dr. Hans Tremmel, München;
Joachim Unterländer, München.

Verantwortlich für Herausgabe und Vertrieb:
Dr. Karl Eder, Geschäftsführer, München.

Redaktion: Alexandra Hofstätter, verantwortlich für den Inhalt.

Redaktionsbeirat:
Beate Dieterle, Augsburg;
Manfred Fürnrohr, Regensburg;
Herbert Jagdhuber, München;
Bernhard Kellner, München;
Dr. Klaus-Stefan Krieger, Bamberg;
Florian Liebler Würzburg;
Peter Oberleitner, Passau;
Josef Peis, München;
Martin Riedlaicher, Passau;
Rudolf Schmidt, Eichstätt;
Richard Ulrich, Eichstätt;
Winfried Zawidzki, Bamberg.

Anschrift des Verlages und der Redaktion:
Gemeinde *creativ*,
Schäfflerstraße 9,
80333 München;
Telefon: 089 21 37-28 01;
Fax: 089 21 37-28 02;
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Abo-Verwaltung und Service:
ursula.pech@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH,
Martin-Moser-Str. 23,
84503 Altötting

Satz und Layout:
Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:
Jährlich 6 Hefte.
Jahresabonnement 15,50 €, (einschließlich Porto und Versand) Einzelpreis 3,00 €.
Online-Abo für 12 €, bestellbar unter www.gemeinde-creativ.de.

Bankverbindung:
Liga Bank München
BIC: GENODEF1M05,
IBAN: DE63750903000002141817
Landeskomitee der Katholiken in Bayern;
Vermerk: GEMEINDE CREATIV.
Kündigungen des Abonnements sind nur zum Jahresende, spätestens bis zum 1. Dezember möglich.

Gemeinde *creativ* wird auf 100 Prozent klimafreundlichem Papier gedruckt.

Aufgelesen

„Ich bin mir der Symbolik bewusst, dass ich als evangelischer Christ im Reformationsgedenkjahr zum ersten Mal an dieser Prozession teilnehme."

Oberbürgermeister Norbert Tressmer über seine Teilnahme an der Coburger Fronleichnamsprozession

---

„Aufgrund dieser ökologischen Schuld muss die Bel-Etage ihren Lebensstil ändern. Ein paar Solarzellen auf dem Dach und ein paar Tafeln fair gehandelte Schokolade im Vorratsraum reichen nicht. Es gibt kein richtiges Leben im falschen System."

Christiane Florin, Journalistin

„Die Sprache der Kirche muss alltagstauglich und relevant sein. Deshalb spreche und bete ich selbst in Gottesdiensten so, wie ich normalerweise auch spreche: mit denselben Worten und in demselben Tonfall. Das ist, wie ich hoffe, authentisch. Wer dagegen zum Beispiel in Familienmessen Kindersprache spricht oder im Jugendgottesdienst Jugendjargon, der macht sich zum Affen und wird nicht ernst genommen. Und wer noch im Betroffenheitsjargon der Siebzigerjahre redet, der macht sich geradezu lächerlich."

Pfarrer Stefan Jürgens, gehörte von 2004 bis 2008 zum Sprecherteam des „Wort zum Sonntag"

„Kirche müsste beim Umweltschutz Vorreiter sein. Da hat sie doch nichts zu verlieren, da kann sie nur an Authentizität gewinnen. Ich verstehe nicht, warum unsere Kirchenoberen da nicht mehr Druck machen, auch politisch. Schließlich haben wir 2015 mit der Enzyklika *Laudato si'* vom Papst schriftlich bekommen, dass die Schöpfung in Not ist – ich weiß nicht, worauf wir noch warten. Damit vergeben wir auch die Chance, Anschluss an eine „grüne" Klientel zu finden, die mit Kirche sonst nicht viel am Hut hat. Mir scheint, die Enzyklika wurde außerhalb der Kirche mehr wahrgenommen als innerhalb."

Andreas Schmidt, Cellerar der Benediktinerabtei Plankstetten

„Ich denke, die Hauptaufgabe der Kirche ist, die Christen – egal ob evangelisch, katholisch oder freikirchlich – in ihrer eigenen Religion zu festigen, dass sie ein weites Herz und einen offenen Geist haben. Wenn ich klar verwurzelt bin in der eigenen Tradition, dann kann ich auch in den Dialog treten."

Pater Karl Kern SJ, Rektor von St. Michael in München

Gemeinde creativ

Magazin für engagierte Katholiken – alle zwei Monate

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

GRAPHIK: TH. PLASSMANN